



Ernst Fischers Literaturbetrachtungen

Ein Streifzug durch sein Werk

ALEXANDER HARTL

Am 31. Juli dieses Jahres jährt sich der Todestag von Ernst Fischer zum 50. Mal. Am 3. Juli 1899 in Komotau (Chomutov in Böhmen) geboren, galt Fischer nach 1945 als intellektuelles „Aushängeschild“ der KPÖ. Im Jahr der Befreiung amtierte er als Staatssekretär für Volksaufklärung, Unterricht, Erziehung und Kultusangelegenheiten in der Provisorischen Regierung Renner. Bis 1959 war er Abgeordneter zum Nationalrat. Ernst Fischer war ein „Marxist mit dem Habitus eines vogelfreien bürgerlichen Humanisten“,¹ wie Bernhard Fetz, der Direktor des Österreichischen Literaturarchivs, in einem Sammelband aus dem Jahr 2000, der dem kommunistischen Politiker, Theoretiker und Schriftsteller gewidmet ist, trefflich formuliert. Neben dem bekannten politischen Eklat um Fischers Vorwurf des „Panzerkommunismus“, den dieser im Jänner 1969 aufgrund des Einmarsches der Truppen der Staaten des Warschauer Vertrags in die Tschechoslowakei formulierte, darf dieser Befund auch Gültigkeit für Fischers reiche Produktion zu Fragen der Literatur und Ästhetik beanspruchen.

Von den ersten Essays und Kritiken der 1920er Jahre über die international rezipierte Studie „Von der Notwendigkeit der Kunst“ (1959) bis hin zum Nachlasswerk „Ursprung und Wesen der Romantik“ (1986) und den späten Texten zu Charles Baudelaire, Samuel Beckett und Walter Benjamin bleibt Ernst Fischers Kunst- und Literaturauffassung stets ambivalent. Der britische Literaturtheoretiker Terry Eagleton beschreibt deshalb Fischers „marxistische Ästhetik“ als „im positiven wie im negativen Sinn zu bürgerlich [...]“. Positiv insofern, als er im Gegensatz zum avantgardistischen Dogma keinen Grund sieht, warum die sozialistische Kunst von Shakespeare und Strindberg, Tolstoi und Proust nichts lernen kann. Negativ insofern, als sein Sozialismus zu sehr

eine Ausweitung als eine revolutionäre Transformation der humanistischen Idee ist, die von der großen bürgerlichen Tradition verkörpert wird.“² Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, in aller Inkohärenz, die auch die „Zwischenstellung“³ von Fischers Literaturkritik kennzeichnet, so etwas wie einen roten Faden durch sein Werk zu finden.

Enthusiastische Anfänge

Aus den frühen Schriften, den Essays und Kritiken im steirischen *Arbeiterwillen* und der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* springt einem zuallererst Fischers leidenschaftliches Bestreben entgegen, das „Neue“ der Zeit in kräftigen, eschatologisch anmutenden Gegensatzpaaren zu fassen. Voll revolutionärem Pathos beschreibt der junge Fischer in seiner expressiven Kampfansage „Krieg dem Bürger!“ (1925) den „leidenschaftliche(n) Wille(n), nie wieder zurückzukehren in die Bezirke, aus denen wir kamen, in diese Bezirke der Ohnmacht und Einsamkeit, in die dumpfe Sinnlosigkeit unbedingten Maschinengehorsams, in das pedantische Chaos kleinbürgerlicher Lebensgestaltung“.⁴ Er lobt in „Neue Menschen“ (1923) den Triumph eines starken „Menschentypus“, den er „in Arbeit und Sport gefestigt und prachtvoll trainiert“ dem an einer „grotesken Körperverbildung“ verknöcherten und zur Korpulenz neigenden Bürger gegenüberstellt.⁵ Und in der literarischen Miniatur „Eros und Internationale“ (1928), abgedruckt in der *Arbeiter-Zeitung*, fasst er die Internationale als „Lust am Vielfarbigem, Mannigfaltigen und Symphonischen, an der lebendigen Fülle der Welt“, die „uns allen Erlebnis werden muß, wie eine Frau uns über die biologische Paarung hinaus Erlebnis wird zur Hingabe aller Atome, zu *Flamme und Arbeit verpflichtend*“.⁶

Fischer, der in jungen Jahren vom Expressionismus und dessen Rebellion gegen die Väter fasziniert war, spricht hier

deutlich die Sprache(n) seiner Zeit und verknüpft dionysisch-avantgardistische Lebensbejahung – prägend war hier u.a. seine Nietzsche-Lektüre – mit revolutionärer Romantik. Im Neuen der sozialistischen Arbeiterbewegung siedelt er eine umfassende Erlösungsthematik an, die Jürgen Egyptien – insbesondere in Bezug auf die frühen schriftstellerischen Arbeiten – treffend als „soteriologischen Sozialismus“ bezeichnet hat.⁷ Diese Erlösung wirkt auch zurück auf das bürgerliche Kulturgut, das aus einer Art Geiselhaft zu befreien ist: „Das Proletariat muß die hohen, dauernden Werte des Bürgertums gegen das Bürgertum verteidigen, weil die Wortführer des Bürgertums nicht mehr fähig sind, die großen Schöpfungen seiner Blütezeit zu behaupten.“⁸ Wenn die Idee einer Beerbung des Bürgertums durch das Proletariat in der damaligen Sozialdemokratie auch durchaus nicht neu war, so lässt sich vielleicht hier schon ein Moment erkennen, das auch für Fischers reifere kulturkritische Betrachtungen eine Rolle spielen wird: die Idee einer progressiven Kontinuität der Entfremungskritik über die Epochen hinweg.

Ernst Fischer als Rezensent

Unter den frühen Rezensionen Ernst Fischers, welche im Rahmen der von Karl-Markus Gauß in den 1980er Jahren herausgegebenen Werkausgabe veröffentlicht wurden, lässt sich entgegen dem vor allem in der jungen Sowjetunion der späten 1920er Jahre aufblühenden Kulturkampf gegen alles, was als bürgerlich bzw. dekadent aufgefasst wurde, eine grundlegende Offenheit und Empfänglichkeit, aber auch teilweise eine Inkohärenz Fischers erkennen. Schon in einem seiner ersten programmatischen Texte mit dem Titel „Die neue Kunst“ (1920) forderte er gegenüber der „Skepsis“, mit der „(wir) das Aufschießen unzähliger neuer Kunstrichtungen beobachten“: „Man

mag über Expressionismus, Futurismus und wie diese -ismen alle heißen, denken, wie man will, eines darf man nicht unterschätzen: Es ist ein ehrlicher Wille, der hier, oft unter Krämpfen, oft unter Fieberzuckungen, um das Neue kämpft. [...] Diese Kunst wird und muss, wenn sie erst klar in Erscheinung tritt, Spiegel der Revolution, Ausdruck des Proletariats, Inkarnation einer neuen Gesellschaftsordnung sein.“⁹

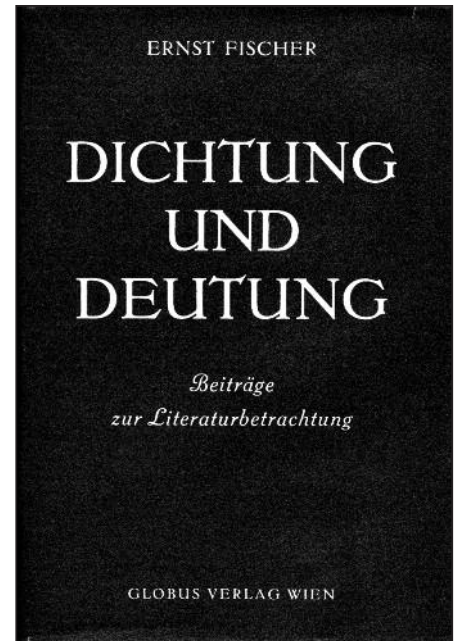
Zwar lehnt Fischer die expressionistischen und dadaistischen Avantgarden bald darauf ab, es zeigt sich jedoch, dass er weder den Weg der konservativeren Sozialdemokratie einschlägt, die sich häufig kulturpädagogisch zu versteift auf ein bürgerlich-aufklärerisches Erbe bezieht,¹⁰ noch den der sowjetischen Verengung. So rezensiert er von Karl Kraus über John Dos Passos' „Manhattan Transfer“ (dt. 1928) und Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ (1930) bis hin zu Sergej Tretjakows Kolchosen-Buch „Feld-Herren“ (dt. 1931) und konstruiert dabei einen über die Grenzen der Parteilichkeit hinausreichenden Kanon. „Manhattan Transfer“ vergleicht Fischer mit Fjodor Gladkows „Zement“, stellt „Amerikanertum“ und „Russentum“, „Wille zu anarchischer Lebenstrunkenheit“ und „Wille zu kollektiver Lebensgestaltung“ einander gegenüber, wobei beide Bücher die „ungestüme Bejahung des zwanzigsten Jahrhunderts“ eine.¹¹ In

einer Reihe mit Musils „Mann ohne Eigenschaften“, James Joyce' „Ulysses“ (1922) und Döblins „Berlin Alexanderplatz“ (1929) sieht Fischer in „Manhattan Transfer“ eine „neue Methode der Lebensdarstellung“¹² und wendet sich damit *avant la lettre* gegen die Vereinnahmung des Realismus durch den Ersten Sowjetischen Schriftstellerkongress 1934, der eine starre Widerspiegelungskonzeption betonte, die mit einem erzieherischen Auftrag sowie der obligatorischen Parteinahme verbunden wurde. Als Aufgabe literarischer Werke betrachtet der frühe Fischer zwar auch, „daß in ihnen ausgesprochen wird, was ist“, er akzentuiert jedoch eine sachliche Schonungslosigkeit, und dass „nicht gepredigt, nur konstatiert, nicht beschönigt, nur eine Diagnose gestellt und nicht ein Rezept der Heilung angepriesen wird“.¹³ So fasst Fischer Sergei Tretjakows „Feld-Herren“ zwar als „Heldenlied einer neuen Zeit“, verankert das Heldenhafte aber gerade in der nicht-mythisierenden, ungeschminkten Darstellung des sozialistischen Aufbaus: „In Rußland wird eine ganze Generation um der Zukunft willen geopfert: das ist die Wahrheit. Man soll vor dieser Wahrheit nicht in den Mythos flüchten, man soll sie stolz und furchtlos bejahen.“¹⁴ Damit tritt auch bei Fischer das wirkungsästhetische, wenn auch nicht pädagogische Moment in den Fokus der Aufmerksamkeit.

Autorenporträts

Mit dem Übertritt in die KPÖ im Jahr 1934, dem Beginn von Fischers Parteikarriere sowie seinem Aufenthalt in Moskau endet vorläufig die Tätigkeit als Rezensent. Erst 1941 mit der Veröffentlichung eines Artikels zu Franz Grillparzers 150. Geburtstag taucht ein „neuer Typus in Fischers Beschäftigung mit literarischen Themen“¹⁵ auf: die Autorenporträts. Fischer verfasste derartige Darstellungen zu den verschiedensten Schriftstellern, von Johann Wolfgang Goethe über Nikolaus Lenau und Nikolai Gogol bis zu Franz Kafka. Einige dieser Texte erschienen auch im Band „Dichtung und Deutung“, den der Globus-Verlag der KPÖ im Jahr 1953 herausgab.

Wie auch Jürgen Egyptien in seiner Nachzeichnung der Entwicklung von Fischers ästhetischem Denken betont, haftet den Porträts der 1940er und 1950er Jahre die Symptomatik damals klassischer marxistischer Literaturkritik an, die zuallererst in der historisch-gesellschaftlichen Kontextualisierung und



„Dichtung und Deutung“ von Ernst Fischer. Wien: Globus Verlag 1953

der Absage gegenüber Individualismus und Intellektualismus besteht.¹⁶ Fischer spart hier nicht mit – auch der Form geschuldeten – Verallgemeinerungen und Pathos, atmet zweifellos die Luft eines zwar marxistisch geerdeten aber dennoch rein epochal bleibenden Historizismus. Insbesondere das Grillparzer-Porträt betreffend weist Egyptien darauf hin, dass wohl die auch von Alfred Klahr betriebene zeitgleiche (Re)konstruktion der österreichischen Identität¹⁷ in Abgrenzung zur deutschen einen Kernpunkt in der Absicht Fischers ausmachte, wieder kulturkritisch tätig zu werden.¹⁸ Andere Porträts, wie jene über Alexander Petöfi, Alexej Tolstoj oder Nikolai Gogol, stehen im Kontext der nationalen Solidarisierung mit den Staaten des realen Sozialismus in Osteuropa. Bei aller Einschränkung und auch Ferne sind dennoch einige dieser porträthaften Studien, die trotz Kritik lesenswert bleiben, positiv hervorzuheben, insbesondere die 1961 in *Sinn und Form* (Berlin) erstmalig veröffentlichte Studie über Heinrich von Kleist, die auf Fischers umfassender Auseinandersetzung mit der Romantik aufbaut.¹⁹

„Ursprung und Wesen der Romantik“

Fischers Romantik-Studie blieb zeit- und lebenslang ein Fragment und genießt doch innerhalb des marxistischen Romantik-Diskurses eine besondere Stellung. Nicht zuletzt Georg Lukács' Autorität ist es zu verdanken, dass romantische Literatur und die gesamte romantische Bewegung innerhalb der marxistischen Debatte lange Zeit als Hort der Reaktion galten.

BUNDESTAGS-PARTEIEN IM UMBRUCH

128 Seiten

Zum Thema:
Beate Landefeld, Ekkehard Lieberam, Peter Feininger, Ulrich Schneider, Manfred Sohn, Rainer Perschewski, Georg Füllberth, Bernt Engemann (1972) und LobbyControl (2022) zum Wirtschaftsrat der CDU.

Weitere Themen:
Atomkrieg aus Versehen (Karl Hans Bläsius u. a.), Baerbock vor der UNO (Renate Dillmann), Friedenspolitischer Kurswechsel beim DGB (Otto König), Sanktionen-Bumerang (Anne Rieger), 8. Mai und Ukraine-Krieg (Heinz Bilan), Naturdialektik als Kategorienlehre (Volker Schürmann), Identität und Klasse (Pablo Graubner), Kapitalzusammensetzung und Profitrate (Klaus Müller), Diskussion, Rezensionen

Neue Impulse Verlag
Hoffnungstraße 18
45127 Essen
Tel. 0201 1 23 67 57
info@neue-impulse-verlag.de

Einzelheft (inkl. Porto)	12,50 €
Jahresabo	54,00 €
ermäßigtes Abo	38,00 €
Jahresabo+PDF	64,00 €
ermäß. Abo+PDF	48,00 €

www.marxistische-blaetter.de

Dass Fischer dem nicht zustimmte, führt der mit ihm eng befreundete Lukács in einem Brief auf dessen „Zugehörigkeit zur Expressionistengeneration“ zurück.²⁰ Doch abgesehen von der Generationendifferenz, die sicherlich einiges zur produktiven Dynamik von Fischers und Lukács' Austausch beigetragen hat, besticht „Ursprung und Wesen der Romantik“ auch inhaltlich auf eigene Weise. Fern jedes systematischen Totalitätsanspruchs möchte Fischer die Romantik sowohl als „gerechtfertigten Ausdruck eines Zeitalters“ wissen als auch darstellen, dass „Elemente der Romantik auch heute, morgen, übermorgen unentbehrlich sind.“²¹ Fischer versteht Romantik somit als erweitertes Phänomen und führt es auf den Begriff der Entfremdung zurück, ein Begriff der nicht nur für Fischer, sondern allgemein in den Debatten um einen sozialistischen Humanismus im sogenannten „westlichen Marxismus“ der Nachkriegszeit mit den Jahren immer mehr an Bedeutung gewinnt. „Die *Entfremdung* des Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft“, schreibt Fischer, „läßt eine ursprüngliche Fülle ahnen, die Einheit noch unentfalteter, nicht herausgearbeiteter gesellschaftlicher Zustände. Als ‚romantische Ansicht‘ bildet sich die Sehnsucht heraus, zu dieser Fülle zurückzukehren. Im Gegensatz dazu ist es die ‚bürgerliche Ansicht‘, man müsse bei der totalen Entleerung, bei diesem Ergebnis kapitalistischer Produktionsverhältnisse, stehenbleiben.“²² Beides betrachtet Fischer (wie Marx) als „lächerlich“, doch „[a]us der neoromantischen Bewegung des Expressionismus, Futurismus, Surrealismus sind sowohl Kommunisten wie Antikommunisten hervorgegangen. Der romantische Protest wird von der Revolution oder Konterrevolution aufgesogen. / Die Romantik als Verlangen nach immer größerer Fülle des Lebens und der Persönlichkeit aber wird hundertfach weiterwirken.“²³

Man mag sich angesichts dieser partiellen Apologie der „Ismen“ des frühen 20. Jahrhunderts tatsächlich an das Attest der Zugehörigkeit Ernst Fischers zur Expressionistengeneration erinnern fühlen. Erzählt er hier die Genese seiner eigenen politischen Position? Als Fischer Mitte der 1920er Jahre Otto Bauer das Manuskript seines am Burgtheater aufgeführten Dramas „Lenin“ (1927) vorlegte, soll dieser ihm geantwortet haben: „Sie sind ein Romantiker der Revolution, der ein romantisches Stück gegen diese Romantik schreibt.“²⁴



Ernst Fischer (rechts) mit Louise Eisler-Fischer bei der Kafka-Konferenz in Liblice am 28. Mai 1963, links der Germanist Karel Krejčí von der Universität Brno.

Folgt man Karl-Markus Gauß, so sind an Fischers unvollendeter Romantik-Studie vor allem zwei Aspekte innovativ: „Er sieht die Romantik nicht in deutscher Misere festgewachsen, sondern in europäischen Aufbrüchen aus alten Ordnungen entbunden. Und wie die nationalen Grenzen überwindet er mit seiner Studie auch die zeitlichen Schranken und bringt, durchaus historisch-dialektisch, die Romantik im engeren Sinne mit weit vor ihr liegenden häretischen Bewegungen in Verbindung.“²⁵ Diese häretischen Bewegungen sind im Romantik-Buch mittelalterliche Ketzer, christliche Mystiker, das bekannte Liebespaar Heloise und Abelard und viele andere mehr. Mit ihnen zeichnet Fischer eine lange Geschichte der die Romantik vorbereitenden Empfindsamkeit jener „entgesellschafteten Persönlichkeit“, die sich genötigt fühlt, ihre „zurückgestaute und ungenützte Leidenschaft ins Private zu verdrängen. [...] Aus solchen Zuständen geht ebenso der resignierende Stoiker hervor, wie der Libertin oder der Mystiker.“ Bei Fischer entfällt die Artikulation der Häme gegenüber der Romantik, viel näher als zum befreundeten Lukács war er in ästhetischen Belangen dem Philosophen der Utopie Ernst Bloch.²⁶ In seinem dreibändigen Werk „Prinzip Hoffnung“ formuliert dieser: „Die Romantik versteht nicht Utopie [...], aber konkret gewordene Utopie versteht Romantik.“²⁷ Bloch interessiert stets auch das verkehrte Potenzial und dient damit als Vorbild Fischers, „einer der wenigen, die die utopische Funktion der Blochschen Kultur-

theorie begriffen hatten und von deren Grundlinie unbeirrbar ausgingen“.²⁸

Phantasie kontra Widerspiegelung

Dass Fischers Literaturverständnis gemeinsam mit Blochs Kulturtheorie eine wesentliche und immer deutlicher werdende Kritik an der orthodoxen Widerspiegelungstheorie beinhaltete, zeigt sich u.a. auch bei der folgenreichen Kafka-Konferenz 1963 in Liblice, eines der wichtigsten Ereignisse in der marxistischen Realismusdebatte.²⁹ Fischer wird in der Folge nun immer stärker auf die Rolle der Phantasie im ästhetischen Schaffensprozess pochen und geht schließlich so weit, im Anschluss an den französischen Reformkommunisten Roger Garaudy im „Schaffen von Mythen eine wesentliche Funktion der Kunst“ zu lokalisieren,³⁰ was im Rahmen der marxistischen Ästhetik letztlich in einer Aufhebung der Romantik im Realismus resultiert.³¹ Wie man Fischers Ausführungen auch immer beurteilen mag, die historische Bedeutung der Kafka-Konferenz und der im Umkreis stattfindenden Debatten über Widerspiegelung, Realitätsbegriff und Realismus sind bedeutsam über die Grenzen der Literaturtheorie hinaus, zeichnen sie doch das Bild des aufkeimenden Konflikts eines Kreises der vor allem westlichen kommunistischen Intelligenz mit den dogmatischen Erstarrungen marxistisch-leninistischer Ästhetik.

Bereits Jahre zuvor ist der beschriebene Bruch von Ernst Fischer mit der dog-



Ernst Fischer (1899–1972)

matischen Vorgabe des sozialistischen Realismus schon in seiner in drei Überarbeitungen vorliegenden Schrift „Von der Notwendigkeit der Kunst“ (1949 zunächst als Essay in „Kunst und Menschheit“, 1959 und 1963 monographisch) angelegt, die mit der englischen Ausgabe (Penguin Books) in erster Linie international rezipiert wurde. In der Entwicklung Fischers markiert dieses Buch, das er als sein Hauptwerk betrachtete, eine Phase des Übergangs und kann als das systematischste und geschlossenste gelten.³² Fischers Kernthese besteht darin, dass Kunst sich, wie Wissenschaft oder Religion, aus der starken Wechselwirkung von Mensch und Umwelt als kollektive Produktivität entwickelt, die als (hegelianisch gedachte) gesellschaftliche Notwendigkeit „den Menschen aus einem zerstückelten in ein ganzes Dasein emporhebt“. Nach einem anthropologischen Aufriss widmet sich Fischer der Kunst im Kapitalismus – „[i]n einer verfallenden Gesellschaft muss auch die Kunst, wenn sie nicht lügt, den Verfall reflektieren“³³ – und beendet das Kapitel, für die 1940er und 1950er Jahre nicht untypisch, mit einem Abschnitt zum sozialistischen Realismus. Darin schlägt Fischer allerdings eine neue Diktion vor, spricht von einer „Sozialistischen Kunst“, da der Terminus des „Sozialistischen Realismus“, „an sich gerechtfertigt, [...] mannigfaltig mißbraucht (wurde)“. Es gehe nicht „um einen Stil, sondern um eine Haltung“, und darum, „daß diese sozialistische Haltung, nicht die realistische Methode betont wird“.³⁴

Für Terry Eagleton sind genau das jene Momente, die eingangs als „zu bürgerlich“ zitiert wurden. Eagleton bemängelt – und das ist für Ernst Fischers Ästhetik durchaus gerechtfertigt – einen Mangel an ökonomischer Kritik, nicht im Sinne einer wirtschaftshistorischen Hintergrundanalyse, sondern einer „Auseinandersetzung mit dem gesamten technologischen oder institutionellen Apparat“, einer „kulturelle(n) Produktionsweise“.³⁵

Jene hierfür geforderte ideologiekritische Raffinesse, wie sie ein Walter Benjamin oder Theodor Adorno besitzen, fehlt bei Ernst Fischer auch in den späten Jahren. Die Auseinandersetzungen und Diskussionsfelder, in denen er sich parteikommunistisch bewegte, mögen hier vielleicht kontraproduktiv gewesen sein; womöglich war es aber auch schlicht dessen Zugehörigkeit zur expressionistischen Generation, die den im Marxismus wohl nur unvollständig sublimierten Romantiker daran hinderte letztlich kanonisch zu werden.

Anmerkungen:

- 1/ Bernhard Fetz: Ernst Fischer – Grenzgänger zwischen Geist und Macht, in: ders. (Hg.): Ernst Fischer. Texte und Materialien. Wien: Sonderzahl 2000 (Österreichisches Literaturarchiv – Forschung, Bd. 4), S. 7.
- 2/ Terry Eagleton: Ernst Fischer und die marxistische Literaturkritik, in: Fetz (Hg.): Fischer, S. 43.
- 3/ Burghart Schmidt: Ernst Fischer und die surreale Phantasie, in: ebd., S. 77.
- 4/ Ernst Fischer: Krieg dem Bürger!, in: ders.: Kultur, Literatur, Politik. Frühe Schriften, hg. von Karl-Markus Gauß. Frankfurt/M.: Sendler 1984, S. 111 (Hervorhebung im Original).
- 5/ Ernst Fischer: Neue Menschen, in: ders.: Neue Kunst und neue Menschen. Literarische und essayistische Texte aus seinen Grazer Jahren (1918–1927), hg. von Jürgen Egyptian. Graz: CLIO 2016, S. 100.

- 6/ Ernst Fischer: Eros und Internationale, in: ders.: Kultur, Literatur, Politik, S. 81 und 84 (Hervorhebung im Original).
- 7/ Vgl. Jürgen Egyptian: Die Erlösung der Masse. Ernst Fischers soteriologischer Sozialismus, in: Fischer: Neue Kunst, S. 343–394.
- 8/ Zit. nach Karl-Markus Gauß: Nachwort, in: Fischer: Kultur, Literatur, Politik, S. 235.
- 9/ Ernst Fischer: Die neue Kunst, in: ders.: Neue Kunst, S. 33f.
- 10/ Vgl. Gauß: Nachwort, S. 236.
- 11/ Ernst Fischer: Der Geist des Amerikanertums. „Manhattan Transfer“ von Dos Passos, in: ders.: Kultur, Literatur, Politik, S. 25f.
- 12/ Ernst Fischer: Ein Mann ohne Eigenschaften. Ein Roman von Robert Musil, in: ebd., S. 37.
- 13/ Ernst Fischer: Die Entdeckung unserer Welt, in: ebd., S. 43.
- 14/ Ernst Fischer: Feld-Herren. Ein neues Buch von Tretjakow, in: ebd., S. 57 und 59 (Hervorhebung im Original).
- 15/ Jürgen Egyptian: Die Entwicklung des ästhetischen Denkens bei Ernst Fischer, in: Fetz (Hg.): Ernst Fischer, S. 59.
- 16/ Vgl. ebd., S. 60.
- 17/ Alfred Klahr: Zur österreichischen Nation, hg. von der KPÖ. Wien: Globus Verlag 1994.
- 18/ Vgl. Egyptian: Entwicklung, S. 59.
- 19/ Vgl. hierzu Karl-Markus Gauß: Editorische Nachbemerking, in: Ernst Fischer: Aufstand der Wirklichkeit. Frankfurt/M.: Vervuert 1989, S. 252–254.
- 20/ Brief vom 2.12.1969, in: Fetz (Hg.): Ernst Fischer, S. 191.
- 21/ Ernst Fischer: Ursprung und Wesen der Romantik, hg. von Karl-Markus Gauß. Frankfurt/M.: Sendler 1986, S. 8.
- 22/ Ebd., S. 260f. (Hervorhebung im Original).
- 23/ Ebd., S. 269.
- 24/ Ernst Fischer: Erinnerungen und Reflexionen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1969, S. 188.
- 25/ Karl-Markus Gauß: Nachwort, in: Fischer: Romantik, S. 284.
- 26/ Vgl. Sebastian Baryl: Zwischen Stalin und Kafka. Ernst Fischer von 1945 bis 1972. Bonn: Pahl-Rugenstein 2008, S. 179.
- 27/ Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung, Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976, S. 160.
- 28/ Schmidt: Ernst Fischer, S. 77.
- 29/ Vgl. Baryl: Zwischen Kafka und Stalin, S. 173–182.
- 30/ Ernst Fischer: Lob der Phantasie [Auszug aus „Kunst und Koexistenz“], in: ders.: Lob der Phantasie. Späte Schriften zur Kultur und Kunst, hg. von Karl-Markus Gauß. Frankfurt/M.: Sendler 1986, S. 102.
- 31/ Vgl. Baryl: Zwischen Kafka und Stalin, S. 176.
- 32/ Vgl. Karl-Markus Gauß: Nachwort, in: Ernst Fischer: Von der Notwendigkeit der Kunst. Frankfurt/M.: Sendler 1985, S. 263f.
- 33/ Fischer: Notwendigkeit der Kunst, S. 54f.
- 34/ Ebd., S. 119.
- 35/ Eagleton: Ernst Fischer, S. 45.

Der Notausgang Europas

Das literarische Vermächtnis über Internierung und Flucht in Südfrankreich 1939–1944

STEFAN KRAUS

Denkt man heute an Südfrankreich, so stellt man sich diese Landschaft als Urlaubsziel und Region schöner Kultur- und Naturgüter vor. Kunststädte wie Avignon, Nîmes oder Arles, die pulsierenden Metropolen Marseille und Nizza, Lavendelfelder, schroffe Canyons, weite Strände prägen die Vorstellung von diesem Stück Frankreich. Vor 80 Jahren hingegen wurde Südfrankreich zum Brennpunkt für Tausende, die von den Nazis zu Flucht und Emigration gezwungen wurden.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs hielten sich ca. 25.000 bis 30.000 deutsche und österreichische Flüchtlinge in Frankreich auf, von denen ungefähr ein Drittel der politischen Linken zuzurechnen war. Es wird geschätzt, dass rund 4.000 LiteratInnen, PolitikerInnen und bildende KünstlerInnen im Exil in Frankreich lebten, vorrangig in Paris. Weitere wichtige Exilorte waren Sanary-sur-Mer, Le Lavandou und Nizza an der Côte d'Azur. In Frankreich entstand eine bedeutende deutschsprachige Exilkultur, die u.a. von den SchriftstellerInnen Heinrich Mann, Anna Seghers oder Lion Feuchtwanger repräsentiert wurde. Der Grund für die große Zahl von EmigrantInnen in Frankreich war einerseits eine verhältnismäßig liberale Asylpolitik der französischen Regierung und andererseits die restriktive Einreisepolitik überseeischer Zielländer wie den USA.

Nachdem die französischen Streitkräfte im Juni 1940 kapitulierten und Frankreich einem demütigenden Waffenstillstand zustimmte, blieb nur der südöstliche Landesteil, das so genannte Vichy-Frankreich, von einer Besetzung durch die deutsche Wehrmacht verschont. Allerdings war Vichy-Frankreich ein faschistischer Staat, der eng mit Nazi-Deutschland zusammenarbeitete und alles, was links war, einem massiven Verfolgungsdruck aussetzte. Exilierte wurden interniert und an Deutschland ausgeliefert, Menschen jüdischen Glaubens wurden in die Vernichtungslager deportiert. Doch bot Vichy-Frankreich für die EmigrantInnen die Möglichkeit, das europäische Festland zu verlassen, wodurch es für viele zu einer wichtigen Zwischenstation auf der Flucht nach Übersee wurde.

Zahlreiche SchriftstellerInnen haben ihre Erlebnisse literarisch verarbeitet. Ihre Texte bilden eine wichtige Quelle, um unmittelbar die bedrückende und oftmals ausweglose Situation in Südfrankreich zwischen 1939 bis 1944 nachvollziehbar zu machen. Diese schriftstellerischen Arbeiten und die darin beschriebenen Ereignisse werden in diesem Beitrag vorgestellt.

Internierung

Einen sehr guten Überblick über die Situation in Südfrankreich gibt der Erinnerungsbericht des Publizisten Alfred Kantorowicz mit dem Titel „Exil in Frankreich“. Der Titel des Buches trifft jedoch den Inhalt nicht ganz, da Kantorowicz seine Erlebnisse in Südfrankreich nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs beschreibt und nicht seine Zeit vor dem 1. September 1939. Er ist jedoch der Einzige, der überblicksartig die Vorgänge in Südfrankreich von 1939 bis zu seiner Flucht 1941 darstellt. Er schildert die mehrfache Internierung in den Lagern von Toulon und Les Milles, unterbrochen von einer mehrmonatigen Zeit in Freiheit, die er unter anderem in Sanary-sur-Mer verbrachte. Nach seiner Entlassung aus dem Lager bereite er in Marseille seine Flucht vor. Es folgten nervenaufreibende Bemühungen, die notwendigen Papiere zu erhalten. Kantorowicz verdeutlicht, dass entgegen der feindlichen Haltung der französischen Zentralregierung gegenüber den Flüchtlingen viele Franzosen diese Ressentiments nicht teilten, sondern Exilierte aktiv unterstützten, was auch für die unteren Verwaltungsbehörden galt. Ohne ihre Hilfe wäre die Flucht für die meisten nicht möglich gewesen. Bereits hier deutet sich der beginnende Spaltungsprozess in Frankreich zwischen der Kollaboration und der Résistance an. Kantorowicz schildert auch seine Beziehung zu anderen Schriftstellern wie Heinrich Mann, Max Schröder, Walter Hasenclever, Franz Hessel und Friedrich Wolf. So ist das Buch auch ein Buch der Begegnungen im Exil.

Bei Kriegsbeginn ging die französische Regierung hart gegen das deutschsprachige Exil vor, obwohl dessen ablehnende Haltung gegenüber dem deutschen

Faschismus zweifelsfrei feststand. Viele Emigrierte wurden bei Kriegsausbruch inhaftiert. Während des „drole de guerre“ kamen viele wieder auf freien Fuß, um nach dem Angriff der Wehrmacht im Mai 1940 erneut interniert zu werden. Nach dem Waffenstillstand konnten Häftlinge aus den Lagern entkommen und – sofern sie nicht schon im Bereich des unbesetzten Frankreich waren – versuchen, in dieses zu gelangen. Da Ehepaare entsprechend ihrem Geschlecht in unterschiedliche Lager deportiert wurden, standen sie vor der Herausforderung, wieder zueinander zu finden. Insgesamt gab es mindestens 100 Internierungslager.

Lager Les Milles

Durch die Internierung des damals international bekannten Schriftstellers Lion Feuchtwanger erhielt das Lager in Les Milles, einer Kleinstadt südlich von Aix-en-Provence, von allen Lagern die stärkste öffentliche Aufmerksamkeit. Seine Erinnerungen an die Haft hat Feuchtwanger im Buch „Der Teufel in Frankreich“ verarbeitet. Die Beschreibung setzt mit der zweiten Haftzeit im Mai 1940 ein. Er schildert die katastrophalen Zustände in dem Lager, einer ehemaligen Ziegelei, das über keine Infrastruktur verfügte, um die Unterbringung und ausreichende Verpflegung von bis zu 3.000 Häftlingen zu gewährleisten. Geschlafen wurde auf dem Fußboden auf einer dünnen Strohschüttung. Waschräume und Toiletten gab es kaum, sodass in Folge der hygienischen Verhältnisse bakterielle Infektionskrankheiten des Darms fast jeden Häftling trafen. Die Verpflegung genügte gerade, um nicht zu verhungern.

Feuchtwangers Schilderung von zermürbenden Diskussionen über die Gründe der Inhaftierung, die Angst vor dem Zugriff von Gestapo und Wehrmacht bis hin zur Schilderung von Haftpsychosen und Angstzuständen unter den Häftlingen veranschaulicht die extreme Belastungssituation im Lager. Erschwert wurde die Situation durch den Mangel an Informationen über den aktuellen Kriegszustand. So waren Zeitungen Mangelware. Die wenigen ins Lager geschmuggelten Exemplare waren mehrere Tage alt

und konnten nur gegen eine hohe Lesegebühr für kurze Zeit eingesehen werden. Feuchtwanger dokumentiert auch den Selbstmord des Literaten Walter Hasenclever, der an einer Überdosis Schlaftabletten starb, aber hätte gerettet werden können, wenn ihm ausreichende medizinische Versorgung zuteil geworden wäre.

Interessant ist Feuchtwangers Beschreibung eines Fluchtwegs durch die Kanalisation des Ziegeleigebäudes, den junge österreichische Häftlinge ausgekundschaftet hatten und die sich anboten, ihn auf der Flucht mitzunehmen. Doch Feuchtwanger lehnte ab, weil die Franzosen Anstalten machten, die Internierten vor den heranrückenden Deutschen zu evakuieren. Rund 2.000 Gefangene wurden in Richtung Bayonne an der Atlantikküste transportiert, um sie von dort per Schiff in ein Lager in den nordafrikanischen Kolonien zu bringen. Bei Eintreffen des Zugs in Bayonne hieß es jedoch, dass die deutsche Wehrmacht vor Ort sei, was unter den Häftlingen Panik auslöste und dazu führte, dass viele auf eigene Faust versuchten zu flüchten. Die Falschinformation, dass die Wehrmacht bereits in Bayonne sei, ging darauf zurück, dass die 2.000 Internierten als „Boches“ angekündigt waren, was man in Bayonne so interpretierte, dass damit die Wehrmacht gemeint sei. Schließlich fuhr der Zug auf der Flucht vor sich selbst zurück bis Nîmes und die Gefangenen wurden in ein anderes Lager verlegt. Feuchtwanger konnte von dort mit Hilfe von Angestellten des amerikanischen Konsulats fliehen, indem er als Frau verkleidet in einem Fahrzeug der Botschaft nach Marseille gebracht wurde. Die minutiöse Darstellung der Verhältnisse aus der unmittelbaren Erinnerung macht seinen Bericht um ein Vielfaches authentischer als z.B. das Buch von Alfred Kantorowicz, der sein Werk mit einem zeitlichen Abstand von rund 30 Jahren verfasste.

Zwei andere Autoren, Max Schröder und Peter Kast, beziehen sich in ihren Geschichten direkt auf das Buch von Feuchtwanger. Max Schröder, Journalist und von 1947 bis zu seinem Tod 1958 Cheflektor des Berliner Aufbau-Verlags, beschrieb seine Erlebnisse in Les Milles in dem in ironischem Ton abgefassten Aufsatz „Eine Sommerfrische in der Provence“ und bestätigte im Wesentlichen Feuchtwangers Geschichte. Er betont, dass in Les Milles noch ein Fünkchen Humanität waltete, weil Häftlinge bei Krankheiten gelegentlich von Ärzten

außerhalb des Lagers behandelt wurden. Peter Kast, Spanienkämpfer und populärer DDR-Schriftsteller der 1950er Jahre, hat in dem Bericht „Zu groß“ eine von Feuchtwanger abweichende Version über dessen Fluchtversuch aus dem Lager geschrieben. Er schildert, wie er zusammen mit einem Jungsozialisten von der illegalen Lagerleitung den Auftrag erhielt, den Literaten im Falle seiner Auslieferung an die Nazis durch die ausgedehnte Kanalisation der ehemaligen Ziegelei zu retten. Welche Version nun die richtige ist, lässt sich leider nicht mehr feststellen.

Der kommunistische Dramatiker Friedrich Wolf war in Les Milles, als in dem Lager im Winter 1940/41 Ausreisewillige interniert wurden. Er berichtet in einer Reihe von posthum veröffentlichten Briefen über die miserable Versorgungslage bestehend aus Wassersuppen und 300 Gramm Brot pro Tag, was dazu führte, dass Katzen und Küchenabfälle als Delikatesse galten. Wolf gehörte zu den wenigen, die von Südfrankreich aus in die Sowjetunion flüchten konnten. Walter Hasenclever, der sich in Les Milles das Leben nahm, hat seine erste Haftzeit 1939 im Internierungslager Fort Carré bei Antibes im Roman „Die Rechtlosen“ beschrieben. Es handelt sich dabei um ein wichtiges Dokument, um sich in die Vorstellungswelt eines desillusionierten bürgerlichen Intellektuellen im hier behandelten Zeitraum hineinzusetzen. Hasenclever grenzt sich gegen „kominterne“ Kollegen ab und sucht Zuflucht im Kontemplativen mit dem Ziel, eine neue gewaltlose Völkergemeinschaft zu errichten. Sein Buch illustriert die politische Spaltung im Exil, nachdem die Volksfront gescheitert war.

Lager Le Vernet

Im Vergleich zu Les Milles waren die Haftbedingungen in Le Vernet, einem am Rande der Pyrenäen gelegenen Lager, um ein Vielfaches härter. Le Vernet war ein Straflager, das speziell für Kommunisten eingerichtet wurde, die zur Zielscheibe des sich nach rechts entwickelnden Frankreichs seit Beginn des Zweiten Weltkriegs geworden waren. Die Gefangenen unterlagen dem Kriegsrecht. Offiziell wurde das Lager als „camps de concentration“ bezeichnet.

Der in Preßburg (Bratislava) geborene kommunistische Publizist Bruno Frei war seit Oktober 1939 in Le Vernet inhaftiert und hielt seine Erlebnisse im Bericht „Die Männer von Vernet“ fest. Es ist die umfassendste literarische Arbeit



Lion Feuchtwanger (1884–1958)

über die Zustände im Lager. Frei hatte von der illegalen Lagerleitung den Auftrag erhalten, die Vorgänge im Lager zu dokumentieren. Diese Aufzeichnungen bildeten die Grundlage für sein 1944 erschienenes Buch. In einer Mischung aus Bericht und Roman gelingt es Frei, authentisch die Situation im Lager zu schildern und gleichzeitig eine spannende und lesenswerte Geschichte über den kommunistischen Widerstand zu erzählen. Detailliert beschreibt Frei, wie die Handlungsmacht der Häftlinge gebrochen werden sollte, indem z.B. innerhalb des Lagers mittels Stacheldraht die Baracken separiert wurden, sodass einzelne Lager innerhalb des Lagers existierten, so genannte ilots.

Zentrales Thema des Buches ist die Darstellung des Selbstbehauptungswillens und das solidarische Handeln der Häftlinge im Kampf gegen die brutale Lagerleitung. So verweigerten die Häftlinge am 1. Mai die abgepresste Zwangsarbeit und organisierten 1941 eine Hungerrevolte gegen die KZ-ähnlichen Haftzustände. Das Buch hebt sich insofern wohltuend von anderen Berichten ab, als dass hier eine politische Antwort auf die Verfolgung erzählt wird. Der Vergleich des Buches mit Feuchtwangers Aufzeichnungen verdeutlicht den Unterschied zwischen dem Verhalten bürgerlicher und kommunistischer Insassen. So finden sich in Feuchtwangers Bericht weder Hinweise auf ein solidarisches Zusammengehen der Häftlinge noch auf deren Mobilisierung.

Rudolf Leonhard, Präsident des *Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller im Exil*, schrieb in Vernet über 600 Gedichte, die unter dem Titel „Le Vernet“ veröffentlicht wurden. Allein

die Titel der Gedichte wie „Nocturno im Lager“, „Furunkulose“, „Rattenjagd“, „Epidemie“ oder „Scham“ verdeutlichen die Lagerzustände. Seine im Lager verfassten Gedichte las er den Insassen regelmäßig zur Selbstbestätigung und Ermunterung vor. Bereits im Frühjahr 1940 wurden einzelne Gedichte, die aus dem Lager geschmuggelt wurden, in New York in der Zeitschrift „Aufbau“ veröffentlicht.

Theodor Balk, ein jugoslawischer Arzt und kommunistischer Schriftsteller, hat in seinem 1943 erschienenen Buch „Das verlorene Manuskript“ im Kapitel „Die Flucht nach Andorra“ seine Internierung in Vernet beschrieben. Mit ironischem Unterton erzählt er eine absurde Geschichte, die davon handelt, dass Antifaschisten, die gegen die Deutschen kämpfen wollen, eingesperrt werden und die französischen Soldaten auf unfreiwillige Weise davon abhalten, gegen die heranrückenden Nazis vorzugehen. Die miserablen Daseinsumstände beschreibt Balk anders als Frei mit viel Galgenhumor, wenn er schnarchende und furchende Bettenachbarn schildert, über die Reinigung der vollgeschissenen Latrineneimer erzählt und die verschlammten Wege zwischen den Baracken als Boulevard bezeichnet.

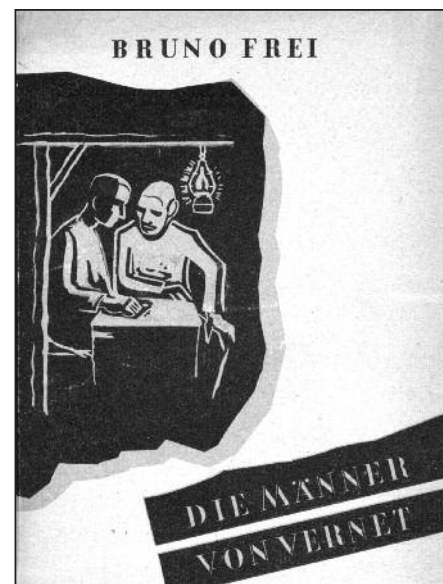
Gustav Regler, Kriegskommissar in der XII. Internationalen Brigade, wurde als Kommunist im September 1939 in das Lager verschleppt. In seiner Autobiografie „Das Ohr des Malchus“ berichtet er im Kapitel „Résidence forcée“ (Zwangsarrest) über die unmenschlichen Haftbedingungen, den Hunger und den Tod von Gefangenen. Regler schildert, wie sich im Winter 1939/40 die Situation drastisch zuspitzte, weil die Unterkünfte keinen ausreichenden Schutz gegen Kälte und Schnee boten. Auch die Brutalität der Lagerleitung, die z.B. einen entflohenen Häftling mit einem Strick um den Hals wieder ins Lager zurückbringen lässt, illustriert den Charakter von Vernet als ein Konzentrationslager. Regler erzählt detailliert viele Einzelschicksale nicht-deutscher Gefangener, die willkürlich festgesetzt wurden, so z.B. Weißrussen, Tschechen, Araber, Zentralafrikaner und Chinesen, was das absurde Verhalten der französischen Militärverwaltung unterstreicht. Im Gegensatz zu Frei und Balk mit ihrem kämpferischen und humoristischen Ton ist Reglers Erzählton eher ein fatalistischer. Grund dafür könnte sein, dass Regler den Bericht über das Lager mit seinem Abnabelungsprozess

von der kommunistischen Bewegung verknüpft, was ihm den Vorwurf des Renegatentums einbrachte. Trotz vieler überflüssiger antikommunistischer Polemiken beschreibt er das Leben und Sterben in Vernet sehr eindrucksvoll.

Lager Gurs

Im Lager Gurs, das am Fuße der Pyrenäen lag, wurden 1939 nach dem Ende des Spanischen Bürgerkriegs Interbrigadisten und Angehörige der spanischen Volksarmee interniert. Ab Juni 1940 brachte man rund 18.000 Frauen in das Lager. Drei Autorinnen der neuen Sachlichkeit, die in Gurs inhaftiert waren – Gertrud Isolani, Hanna Schramm und Adrienne Thomas –, haben ihre Haft Erfahrungen niedergeschrieben. Adrienne Thomas, die spätere Ehefrau des SPÖ-Politikers Julius Deutsch, beschreibt in ihrem Roman „Reisen Sie ab, Mademoiselle!“ die Freundschaft zweier junger Frauen, Nicole Pineau und Beate Weiringer, die in Wien lebten und aufgrund der Annexion Österreichs 1938 nach Paris flohen. Dort erlebten sie die Internierung und Verschleppung in das Lager Gurs. Thomas bezeichnet Gurs abwechselnd als Barackenstadt mit mehreren Tausend EinwohnerInnen und als Hauptquartier des Elends. Sie beschreibt den Lageralltag zwischen Hunger, Kälte, dreifacher Überbelegung der Baracken, Krankheiten, Konflikten und Erschöpfung. Aber selbst in der Kloake, so Thomas, bleiben die sozialen Spaltungen bestehen. So lassen Inhaftierte aus dem großbürgerlichen Umfeld auch im Lager Bedienstete für sich arbeiten. Und die, die nichts besitzen, zeigen sich solidarisch, wie die zeitgleich in Gurs inhaftierten spanischen Volksarmisten, die Lebensmittel für die Frauen ins Lager schmuggelten und halfen, die Baracken wetterfest zu machen. Thomas erzählt die Geschichte nach ihrer Flucht aus Gurs, die sich deutlich von den im Weiteren beschriebenen Erlebnissen unterscheidet. Ihre Hauptfiguren tauchen in einem abgelegenen Pyrenäendorf unter und organisieren mit Unterstützung der Einwohner ihre Flucht.

Gertrud Isolani erzählt im Roman „Stadt ohne Männer“ das Schicksal dreier Frauen im Lager, die den miserablen Lebensbedingungen widerstehen, weil sie sich als Frauen solidarisieren. Die Haft wird ein Stück weit zu einer Selbsterfahrung, als Frau in einer Gemeinschaft von Frauen leben und überleben zu können. Hanna Schramm wies in ihrer Dokumentation „Menschen in Gurs“



„Die Männer von Vernet“ von Bruno Frei (1897–1988), Dietz-Verlag (Berlin) 1950.

darauf hin, dass es in Gurs zu regen kulturellen Aktivitäten kam. In speziell eingerichteten Kulturbarracken wurden Vorträge, Lesungen, Theateraufführungen und Konzerte veranstaltet. Kultur wirkte als moralische Stütze für die Häftlinge. Interessant ist ihre Beobachtung, dass viele Gefangene das Lager nicht verlassen wollten, als es im Sommer 1940 möglich war, weil sie ohne Einkünfte und Aufenthaltsgenehmigungen keine Chance sahen, sich außerhalb des Lagers niederzulassen. Häftlinge erhielten eine geringe Unterstützungsleistung durch die lokalen Verwaltungsbehörden und der Bürgermeister von Gurs richtete einen Mittagstisch für die Häftlinge ein, was einen zusätzlichen Anreiz bot, im Lager zu bleiben. Insassen, die sich aufgrund dessen entschlossen, das Lager nicht zu verlassen, saßen ab Herbst 1940 in der Falle, als Vichy-Frankreich die Entlassungspraxis wieder zurücknahm.

Fluchttort Marseille

Spätestens nach dem Waffenstillstand wurde deutlich, dass Vichy-Frankreich keinen sicheren Aufenthalt für die Exilierten sein konnte, weil laut Artikel 19 der Waffenstillstandsvereinbarung die französische Regierung verpflichtet war, von der Reichsregierung namhaft gemachte Personen auszuliefern. Der Waffenstillstand führte zur Schließung der Grenzen und zur Einstellung der Schifffahrt, so dass die EmigrantInnen in Frankreich in der Falle saßen. Die Flucht in die Schweiz war nahezu aussichtslos, da dieses Land keine Emigranten mehr aufnahm. Der letzte Fluchtweg aus Westeuropa führte durch Spanien in Richtung Lissabon, dem einzigen noch



Hans Marchwitza (1890–1965)

offenen Hafen mit Überseeverbindung. Da für die Ausreise diverse Visa erforderlich waren, die in den noch arbeitenden Konsulaten in Marseille erhältlich waren, wurde die Stadt zur zentralen Anlaufstation nahezu aller EmigrantInnen, die aus den Lagern entkommen konnten. Eine legale Ausreise aus Frankreich war jedoch kaum möglich, da das benötigte Ausreisevisum selten erteilt wurde, weshalb oft nur eine illegale Ausreise nach Spanien zu Fuß über die Pyrenäen realisierbar war. Eine zusätzliche Fluchtroute eröffnete sich erst mit der Wiederaufnahme des Schiffsverkehrs ab Spätherst 1940 von Marseille aus, dem einzigen Seehafen Vichy-Frankreichs.

Die Flucht nach Übersee war für die Masse der Emigrierten kaum noch zu bezahlen, da ihre finanzielle Situation prekär war. Man brauchte Beziehungen oder stand auf der Liste der verschiedenen US-amerikanischen Hilfskomitees, die sich insbesondere für die Rettung Prominenter einsetzten, wie das *Emergency Rescue Committee* (ERC), das von Varian Fry geleitet wurde und das im Juni 1940 in New York auf Initiative u.a. von österreichischen Emigranten und mit Unterstützung von Thomas und Erika Mann gegründet wurde. Das Gegenstück zum ERC war das *Unitarian Service Committee* (USC) der Quäker mit Noel Field und seiner Frau Herta an der Spitze. Die Fields waren Mitglieder der KP der USA und unterstützten insbesondere KommunistInnen, die entweder in Internierungslagern oder in der Illegalität lebend, die Auslieferung an die Gestapo befürchten mussten. Jenen, denen die Flucht nicht gelang, drohte die Deportation in die Arbeits- und Vernichtungslager.

Der Roman „Transit“ von Anna Seghers kann als das Hauptwerk über die Situation deutscher Exilierter in Marseille zwischen 1940 und 1941 angesehen werden. Das Buch handelt von der Jagd nach den für die Ausreise benötigten Papieren und darüber, was diese Jagd aus Menschen macht. Die Autorin beschreibt in einem atmosphärisch ungemein dichten Text die verzweifelte Situation in Marseille, die sie aus eigenem Erleben kannte. Der „Transit“, der Durchgang durch ein Land, um ein anderes Land zu erreichen, ist zum Lebensinhalt geworden. Jedes noch so absurde Reiseziel ist im Vergleich zur realen Gefahr, in der die Flüchtenden schweben, vorzuziehen. Abfahren um jeden Preis ist die einzige Handlungsmaxime.

Der Text kreist um die Frage von Identität vor dem Hintergrund, dass kein Emigrant ordnungsgemäße Ausweispapiere vorweisen konnte. Jeder musste seine Identität verschleiern bzw. neu entstehen lassen, in dem er mehrere Ausweise auf verschiedene Namen oder gefälschte Dokumente besaß, nicht zuletzt, um seinen Häschern die Verfolgung zu erschweren. Anna Seghers hat dieses Thema der Identität auf die Spitze getrieben, indem sie erzählt, wie ein Namenloser die Identität eines Toten annimmt und Menschen zu einer Funktion ihrer Ausweispapiere werden. Der Schriftsteller Weidel, der sich in Paris während des Einmarschs der Deutschen das Leben nahm, lebt durch seine Papiere scheinhaft weiter, so dass der Erzähler mit den Ausweispapieren des Toten weiter agieren kann. Anna Seghers hat in der Person des Schriftstellers Weidel das Schicksal des tschechischen Literaten Ernst Weiß aufgegriffen, einem engen Freund Franz Kafkas, der 1934 von Prag nach Paris emigrierte und sich dort beim Einmarsch der deutschen Wehrmacht das Leben nahm.

Über die Situation in Marseille hat Theodor Balk im bereits erwähnten Buch „Das verlorene Manuskript“ mit der Erzählung „Der Notausgang Europas“ ein bemerkenswertes Zeugnis abgelegt. Balk war die Flucht durch Spanien verwehrt, weil er als Arzt auf Seiten der Republik am Bürgerkrieg teilgenommen hatte. Er konnte also nur per Schiff von Marseille zu entkommen versuchen, so dass für ihn und viele andere diese Stadt zum Notausgang wurde. Balk beschreibt in ironischem Ton die „Ausreisepapierindustrie“, die ein florierender Wirtschaftszweig in Marseille war und aufgrund hoher Nachfrage für alle ihre Beschäftigten, egal ob mit Originalen oder Fäl-

schungen befasst, ein auskömmliches Einkommen bot. Für die Kunden dieses Wirtschaftszweigs jedoch war es ein nervenaufreibender Kampf. Sie müssen sich mit Botschaftsangestellten herumschlagen, deren Aufgabe es war, den Hilfesuchenden die Einreise mit allen möglichen Spitzfindigkeiten zu verwehren. Ihre Visa drohten abzulaufen, weil geplante Reiserouten nicht mehr funktionierten oder Anschlussvisa nicht ausgestellt wurden. Der tägliche Lebensinhalt bestand darin, abwechselnd Konsulate, Reisebüros und Hilfsorganisationen aufzusuchen, wo dem Hilfesuchenden regelmäßig sein Unerwünschtsein vermittelt wurde.

Walter Mehring hat im Fragment „Wir müssen weiter“ seine Eindrücke während seiner Zeit in Marseille wiedergegeben. Mehrings schriftstellerische Karriere begann nach dem Ersten Weltkrieg als Mitglied der kurzlebigen dadaistischen Bewegung. Entsprechend seinem vom Dadaismus kommenden Kunstverständnis, das das Irrationale und Verkommene der bürgerlichen Welt darstellen wollte, gestaltet er das Marseille von 1940 als eine Ansammlung von zwielichtigen Elementen und einer korrupten Beamtschaft, die das schnelle Geld mit gefälschten Reisepapieren verdienen wollen. Für ihre Kundschaft, unter anderem die Schriftsteller des Exils, einstmals die *Crème de la Crème* der bürgerlichen Kulturproduktion, wurde das Manuskript durch das Ausweispapier ersetzt. Mehring spielt damit auf die Korruptierbarkeit bürgerlicher Werte an, die sprichwörtlich über Bord geworfen werden und ein solidarisches Verhalten der Betroffenen in dieser Krisensituation auszuschließen scheinen. Mehring, der kurzzeitig im Lager Saint-Cyprien interniert war, erzählt in dem Buch von seiner kuriosen Flucht aus dem Lager. Er düpierte die Wachen, indem er sich als seinen eigenen Bruder ausgab, der den Häftling Walter Mehring besuchen wolle. Da er keine Besuchserlaubnis vorweisen konnte, wurde ihm der Zutritt zum Lager verweigert.

Die hier vorgestellten Texte behandeln die restriktive Einreisepolitik von Fluchtländern wie den USA, die entgegen der politischen Situation ihre Einwanderungspolitik nicht änderten. Die Einreise war weiterhin kontingentiert und mit hohen bürokratischen Hürden verbunden. Bürgen mussten nachweisen, dass die Einreisenden der öffentlichen Wohlfahrt nicht zur Last fallen würden. Für die Durchreise durch Spanien und Portugal waren ebenfalls Visa erforder-

lich, die aber erst erteilt wurden, wenn das jeweilige Zielland ein Visum ausgestellt hatte. Da die Gültigkeit der Visa befristet war und diese erst nach wochenlanger Bearbeitung erteilt wurden, konnte es passieren, dass bei Eintreffen der letzten Dokumente die ersten bereits ihre Gültigkeit verloren hatten. Auch waren Schiffe neutraler Länder, die nach Übersee verkehrten, auf Monate hin ausgebucht.

Der proletarische Schriftsteller Hans Marchwitza erzählt in seinem Buch „Mein Frankreich“ eine andere südfranzösische Fluchtgeschichte. Als Interbrigadist 1938 aus Spanien zurückgekehrt, später interniert, konnte er aus einem Lager bei Nîmes fliehen. Von besonderer Intensität ist die Beschreibung seines Lebens in der Illegalität. Im Gegensatz zu vielen Leidensgenossen mied Marchwitza Marseille und lebte mit einigen Kameraden in der Hafenstadt Sete. Er war kurz vor dem Verhungern und führte wochenlang ein Leben voller Hoffnungslosigkeit, bis er schließlich getarnt als polnischer Armeeangehöriger in einer Kaserne der französischen Armee unterkommen konnte. Als Kommunist erhielt er keine Unterstützung der Komitees.

Fred Wanders Roman „Hotel Baalbek“ steht hinsichtlich künstlerischer Intensität, atmosphärischer Dichte und inhaltlichem Anliegen dem Roman „Transit“ von Anna Seghers gleichwertig zur Seite. Wanders Roman spielt Mitte 1942 in Marseille zu einer Zeit, als die meisten Prominenten nach Übersee geflüchtet waren und kurz bevor die Deutschen in das unbesetzte Frankreich einmarschierten. Das Hotel Baalbek ist ein drittklassiges Hotel, das Menschen jüdischen Glaubens mit kleinem Geldbeutel beherbergt, während sie ihre Flucht aus Europa noch zu bewerkstelligen versuchen, wohl wissend, dass es kaum noch Möglichkeiten gibt, sich vor dem Zugriff der Nazis in Sicherheit zu bringen. Er schildert die zunehmenden Razzien, so dass man sich kaum noch auf die Straße wagen konnte und die Versuche, sich dem Widerstand anzuschließen. Wander geht es mit seinem Buch, das 30 Jahre nach den Ereignissen entstand, um die Shoah, die Seghers noch nicht kannte. Denn wer sich 1942 noch in Marseille aufhielt, wird mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit in den deutschen Vernichtungslagern umgebracht werden. Marseille ist für ihn Ausgangspunkt der Deportation, weil der Notausgang nicht mehr funktioniert. Wanders thematisiert das Schicksal derjenigen, die keinen großen Namen hatten

und deshalb nicht hoffen konnten, aufgrund ihres Promi-Status gerettet zu werden. Er hat den Namenlosen der Geschichte, in diesem Fall den getöteten Juden, wieder eine Identität zurückgegeben.

Fluchthilfe

Varian Fry hat in seinem kurz vor Kriegsende veröffentlichten Buch „Auslieferung auf Verlangen“ seine Arbeit für das *Emergency Rescue Committee* (ERC) in Marseille von August 1940 bis Ende September 1941 minutiös und detailliert beschrieben. Fry sollte bedrohten Intellektuellen zur Flucht verhelfen. Er hatte dafür 200 US-Visa erhalten und Unterlagen über die Personen, die er retten sollte. Vor Ort stellte sich heraus, dass wesentlich mehr Prominente eine Fluchtmöglichkeit benötigten. Das Komitee ermöglichte schließlich rund 2.000 Menschen die Flucht und unterstützte Tausende finanziell. Das ERC war eine private Organisation, die sich durch Spenden finanzierte. Es stand meist in Opposition zum State Department und der Botschaft, die ihm häufig Steine in den Weg legten. Frys Buch verdeutlicht, dass eine Ausreise aus Frankreich nur noch mit illegalen Mitteln möglich war. Er und sein Team betrieben Pass- und Visafälschungen, schleusten zur spanischen Grenze oder auch durch Spanien und Portugal bis Lissabon mit Unterstützung anarchistischer Untergrundkämpfer aus dem Umfeld der CNT oder nutzten Schiffspassagen nach Martinique, das als Teil Frankreichs ohne französisches Ausreisevisum erreichbar war. Fry schleuste auch selbst, z.B. Heinrich, Nelly und Golo Mann sowie die Werfels. Auch kümmerte er sich um die Flucht der Sozialdemokraten Rudolf Hilferding und Rudolf Breitscheid, die er aber vor dem Zugriff der Gestapo nicht retten konnte.

Hans Sahl beschreibt in seiner Autobiografie „Exil im Exil“, wie er von Fry angerufen wurde, dass er auf der Liste der zu rettenden Personen stünde. Sahl lebte wie so viele in Marseille in einer Situation völliger Hoffnungslosigkeit. Schließlich wurde er Mitarbeiter in Frys Team. Als Interviewer von Hilfesuchen-



Gedenktafel für das deutschsprachige Exil in Sanary-sur-Mer an der Mittelmeerküste

den sollte er herausfinden, ob eine Rettungserfordernis im Sinne des Komitees vorliegt. Seine Ausführungen verdeutlichen, dass das Komitee sehr rigide Menschen, die den Vorgaben nicht entsprachen, die Hilfe versagte, was besonders kommunistisch orientierte Hilfesuchende traf.

Die Schweizer Autorin Eveline Hasler erzählt in ihrem 2013 veröffentlichten Roman „Mit dem letzten Schiff“ die Geschichte von Varian Fry und seinem Umfeld während dessen Aufenthalt in Marseille. Es handelt sich um erzählte Geschichte, die auf einige in diesem Beitrag vorgestellte Bücher zurückgeht. Der angenommene Handlungsablauf, dem mit fiktiven Dialogen Lebendigkeit eingehaucht werden soll, täuscht Authentizität vor, was ein insgesamt etwas fragwürdiges Konzept ist.

Eine außergewöhnliche Geschichte des Widerstands erzählt Lisa Fittko in ihrem Buch „Mein Weg über die Pyrenäen“ von 1985. Lisa arbeitete zusammen mit ihrem Mann Hans, der bis zu seinem Ausschluss 1937 Mitglied der KPD war, von September 1940 bis März 1941 als Fluchthelferin in dem am Mittelmeer gelegenen Banyuls-sur-Mer im Auftrag von Varian Fry. Die Fittkos schleusten von der Auslieferung an die Nazis bedrohte Intellektuelle, Künstler und Politiker illegal über die Pyrenäen. Sie nutzten



Blick auf die französische Gemeinde Banyuls-sur-Mer

einen alten Schmugglerpfad, der während des spanischen Bürgerkriegs Volksarmisten zur illegalen Flucht nach Frankreich gedient hatte und nach dem republikanischen General als Lister-Route, abgekürzt L-Route, benannt war. Die Fittkos taufte den Weg nach dem ersten Buchstaben ihres Nachnamens auf F-Route. Bei dem Weg handelte es sich um einen im Gelände oftmals kaum auszumachenden Trampelpfad, der mit zunehmender Höhe immer schmäler wurde und steil ins Tal abfiel. Die F-Route beginnt in Banyuls, schlängelt sich durch die Pyrenäen und endet im katalanischen Küstenort Port Bou. Ursprünglich verlief die Fluchtroute, die im August 1940 noch benutzt werden konnte, in Küstennähe oberhalb des französischen Grenzortes Cebère. Sie wurde durch die Garde Mobile gesperrt, um die illegale Ausreise nach Spanien zu unterbinden.

Die Fittkos waren erfahren in der Grenzarbeit und verstanden es, ihre Arbeit so zu verschleiern, dass die im Ort anwesenden Zöllner keinen Verdacht schöpften. Insgesamt ermöglichten sie über Hundert Menschen die Flucht. Die F-Route heißt heute „Chemin du Walter Benjamin“, benannt nach dem prominentesten Flüchtling, der von Lisa Fittko an die spanische Grenze geführt wurde. In einem gesonderten Kapitel beschreibt sie die dramatische Flucht des Philosophen, der, weil herzkrank, kaum in der Lage war, den 700 m steilen Anstieg zu bewältigen. Alle zehn Minuten musste er ausruhen, so dass für den Weg, den geübte Wanderer in vier bis fünf Stunden bewältigen, die doppelte Zeit benötigt wurde. Lisa ging an diesem 26. September 1940 den Weg zum ersten Mal und ver-

fugte lediglich über eine Wegbeschreibung, die ihr der örtliche Bürgermeister, ein Sozialist und Gegner der Kollaboration, gegeben hatte, wodurch sie sich im Gelände erst umständlich orientieren musste. Das Kapitel über Benjamins Flucht ist der einzige Zeitzeugenbericht über die letzten Lebensstunden des marxistischen Intellektuellen, der sich in der Nacht vom 26. auf den 27. September in Port Bou das Leben nahm, weil ihm die spanischen Behörden die Einreise verweigerten. Anfang 1941 mussten die Fittkos durch eine weitere Verschärfung der Grenzüberwachung ihre Arbeit einstellen und flohen Ende 1941 nach Kuba.

Flucht nach Übersee

Heinrich Mann war zusammen mit seiner Ehefrau, seinem Neffen Golo und den Werfels einer der ersten, der Ende August 1940 die Fluchtroute über Spanien in Richtung Portugal nutzte und darüber in seinem Erinnerungsbuch „Ein Zeitalter wird besichtigt“ schreibt. Er erzählt die Begebenheiten seiner Flucht über die Pyrenäen und die Vorbereitungen dafür in Marseille. Dabei würdigt er die Unterstützung durch US-amerikanische Hilfskomitees und den tschechoslowakischen Konsul Vladimír Vochoč, der noch bereit war, Pässe auszustellen. Dank seines internationalen Renommées konnte die Gruppe um Heinrich Mann ohne größere Zwischenfälle aus Südf frankreich flüchten.

Sehr gedrängt berichtet Leonhard Frank in „Links wo das Herz ist“ über seine Flucht mit Unterstützung des ERC. Auch Alfred Döblin erzählt in seinem Erinnerungsbuch „Schicksalsreise“ darüber, wie es ihm gelang, ein kaum erhält-

liches Ausreisevisum zu bekommen, weil sich französische Beamte dem Auslieferungsdiktat der Deutschen verweigerten. Walter Victor schildert in „Kehre wieder über die Berge“ die kriminelle Energie, die ein Flüchtling aufbringen musste, um an der französisch-spanischen Grenze sämtliche Grenzposten erfolgreich zu bestechen, um Frankreich in Richtung Übersee verlassen zu können.

Selten kommt es in der Literatur vor, dass sich beide Ehepartner zu einem Sachverhalt literarisch äußern.

Marta Feuchtwanger, die Ehefrau von Lion, hat wie er ihre Erinnerungen an die Internierung und Flucht in ihrer Autobiografie „Nur eine Frau“ festgehalten. Darin schildert sie ihre Inhaftierung zunächst in einem Frauenlager bei Hyères und anschließend in Gurs. Bemerkenswert ist, dass sie die Geschichte ihrer Zeit in Marseille nach Lions Befreiung und ihrer gemeinsamen Flucht in Richtung Lissabon beschreibt und damit Feuchtwangers Bericht „Der Teufel in Frankreich“ abschließt. Dieser hatte diesen Teil bei der Veröffentlichung des Buches 1941 aus Rücksicht auf noch in Frankreich befindliche Fluchthelfer verschwiegen.

Auch die Autobiografien von Alma Mahler-Werfel, Franz Schoenberner, Ludwig Marcuse und Wilhelm Herzog enthalten relevante Abschnitte über ihre Flucht aus Frankreich. Erich Maria Remarque gestaltete in seinem kolportageartig geratenen Roman „Die Nacht von Lissabon“ die Situation von Flüchtlingen, die sich 1942 in der portugiesischen Hauptstadt aufhielten. Er schildert die Geschichte eines Emigrierten mit gültigen Papieren, der seine Frau verloren hat und der einem anderen Flüchtling sein Papier anbietet, wenn er diesem seine tragische Lebensgeschichte erzählen darf. In Rückblicken wird auch die Situation in Marseille geschildert und der Wunsch des Erzählers, in die Fremdenlegion einzutreten, um gegen die Deutschen zu kämpfen.

Für Kommunisten gestaltete sich die Flucht aus Frankreich noch komplizierter als sie ohnehin schon war. In seinem unter dem Titel „Paris New York“ veröffentlichten Tagebuch notiert der Journalist Maximilian Scheer seine Fluchterlebnisse. Mit einem Visum für Thailand hatte er Durchreisevisa für Spanien und Portugal erhalten und konnte nach Lissabon ausreisen. Nun hatte Scheer, der mit seiner Familie geflüchtet war, nicht die Absicht, nach Thailand auszuwandern, welches per Schiff von Lissa-

bon aus gar nicht zu erreichen war. Visa fernöstlicher Staaten dienten dazu, erst einmal aus der südfranzösischen Falle zu entkommen. In Lissabon bemühte sich Scheer um eine Einreiseerlaubnis für die USA und saß dort fast sechs Monate fest. Scheer erhielt aufgrund seiner kommunistischen Gesinnung keine brauchbare Unterstützung von den in Marseille tätigen Komitees. Seine illegale Ausreise aus Frankreich zu Fuß mit Frau und Kind durch die Pyrenäen organisierte er selbst, da die Unterstützung durch die Fittkos nur über die Komitees erhältlich war. Schließlich konnten sich die Scheers durch die Intervention von Bekannten in die USA retten.

Ein ähnliches Schicksal ereilte Alexander Abusch, später hoher Kulturfunktionär in der DDR. In seiner Autobiografie mit dem Titel „Der Deckname“ beschreibt er, wie er in Marseille erleben musste, dass das letzte Schiff nach Martinique ohne ihn und seine Frau abfuhr. Abusch konnte dann noch durch Spanien nach Lissabon mit einem Visum für Mexiko fliehen, das er dank des Engagements des mexikanischen Generalkonsuls in Marseille, Gilberto Bosques, erhielt, der ca. 45.000 Flüchtlingen, darunter vielen ÖsterreicherInnen, die Flucht nach Mexiko ermöglichte.

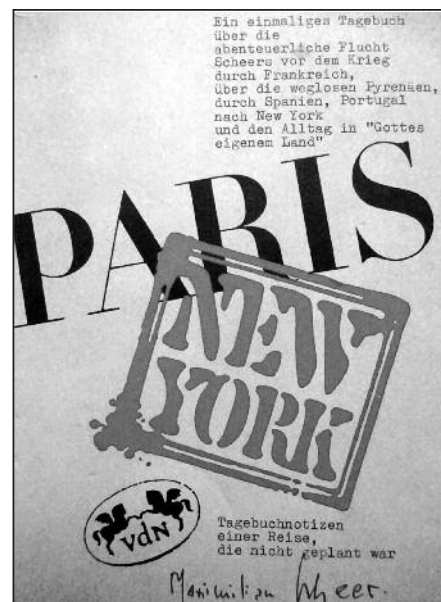
Als Spanien und Portugal ab Ende 1940 die Ausgabe von Transitvisa drastisch einschränkten, war eine Schiffspassage in Richtung der Karibikinsel Martinique die einzige Möglichkeit, nach Übersee zu entkommen. Theodor Balk erzählt in „Zwischen zwei Kontinenten“, einer weiteren Erzählung aus seinem Buch „Das verlorene Manuskript“, von so einer Überfahrt, die aber mit vielen Gefahren verbunden war, so dass die Annahme, dass man als Emigrant mit dem Betreten des Schiffes aus dem Größten heraus sei, nicht richtig ist. Vor der Abfahrt kontrollierte die deutsche Waffenstillstandskommission die Passagierlisten mit dem Ziel, zur Auslieferung an Deutschland bestimmte Personen festnehmen zu lassen. Die Fahrt verbrachten die Passagiere im Laderaum, der mit eilig zusammengeziemten Pritschen versehen war. Das Schiff steuerte zunächst die von Vichy-Frankreich kontrollierten nordafrikanischen Kolonien an, so dass auch dort der lange Arm des internationalen Faschismus zu fürchten war. Die Fahrt durch die Straße von Gibraltar war kritisch, da sich Großbritannien und Vichy-Frankreich faktisch im Kriegszustand befanden. Selbst als das Schiff den Atlantik er-

reichte, ging noch die Angst unter den PassagierInnen um, dass das Schiff statt Martinique das senegalesische Dakar ansteuern könnte, wo viele EmigrantInnen interniert waren. Balk reflektiert darüber hinaus die damalige politische Situation bis zum Flug von Rudolf Hess nach England und der damit verbundenen Angst, England könnte sich neutral erklären und den Nazis freie Hand für den Überfall auf die Sowjetunion lassen. Am Ende der Geschichte kehren sich die Verhältnisse um. Kurz vor Martinique kapern die Alliierten das Schiff und die als Verstärkung der Garnison an Bord befindliche Garde Mobile landet im Internierungslager, während Balk weiter nach Mexiko reisen kann.

Max Schröders Flucht per Schiff von Marseille verlief dagegen nicht so glatt. Er wurde in Casablanca verhaftet und in der marokkanischen Wüste in einem Lager interniert und nach Marseille zurückgebracht. Erst im zweiten Anlauf gelang ihm die Ausreise. Bruno Frei dokumentiert in seiner Autobiografie „Der Papiersäbel“, wie eine französische Fremdenpolizistin verhinderte, dass er kurz vor seiner Ausreise noch an die Nazis ausgeliefert wurde. Freis Unterlagen waren auf seinen Geburtsnamen „Benedikt Freistadt“ ausgestellt, jedoch stand er mit seinem Pseudonym auf den deutschen Auslieferungslisten. Unvorsichtigerweise stellte er sich mit „Frei“ vor. Doch die Beamtin verhielt sich formal korrekt und ließ ihn passieren, weil auf den Auslieferungslisten Frei nicht mit seinem bürgerlichen Namen verzeichnet war.

Der Dichter Erich Arendt, der als Interbrigadist gegen Franco gekämpft hatte und in Frankreich interniert wurde, erhielt 1941 ein Visum für Kolumbien. Um nach Lissabon zu gelangen, blieb ihm nur der illegale Weg durch Spanien, was für ihn als Spanienkämpfer mit einem erheblichen Risiko verbunden war. Das Gedicht „Saragossa 1941“ entstand während der Flucht durch Spanien. Es ist ein düsterer, unheimlicher Reflex auf diese gefährvolle Reise und gleichzeitig eine Reflexion auf seine Zeit als republikanischer Soldat, der im September 1937 an der gescheiterten Offensive zur Eroberung von Saragossa teilgenommen hatte.

Peter Kast gelang die nahezu aussichtslose Flucht in die Schweiz. Seine Erlebnisse bilden die Grundlage für seinen Roman „Das Geschenk“. Erzählt wird darin die Geschichte des Pressezeichners und Spanienkämpfers Ulrich B. Hardt, der 1942 noch in Südfrankreich festsitzt, weil ihm als Kommunist



Buch von Maximilian Scheer über seine Flucht aus Frankreich (Berlin 1966)

die Hilfe der Komitees für eine Flucht nach Übersee versagt blieb. Die Geschichte setzt am Vorabend des Unternehmens Anton ein, in dessen Zuge die Wehrmacht Anfang November Vichy-Frankreich besetzte. Hardt versucht sich zunächst im Hinterland der Cote d'Azur zu verstecken, wird aber von einer Gendarmarie-Patrouille entdeckt und flieht schwerverletzt zurück in einen Küstenort bei Sanary-sur-Mer, wo ihn französische Freunde aufnehmen. Sie organisieren für ihn einen Fluchtweg über Chamonix in die Schweiz. Die beklemmende Situation in dem in Grenznähe gelegenen Haus eines dubiosen französischen Fluchthelfers und der lebensgefährliche Weg durch die stark verschneiten winterlichen Alpen sind Höhepunkte dieser immer noch sehr lesenswerten und spannend erzählten Story.

Zwischen Überleben und Deportation

In seiner Autobiografie „Das gute Leben“ beschreibt Fred Wander, was mit Exilierten geschah, die zum damaligen Zeitpunkt weder prominent noch vermögend, aber als Mensch jüdischen Glaubens extrem gefährdet waren. Sie schlugen sich ohne Unterstützung durch, wurden regelmäßig interniert, mussten Zwangsarbeit leisten, tauchten in Marseille unter, um ein Visum zu ergattern, was misslang, sodass ihnen nur die Flucht in, an Frankreich angrenzende, neutrale Staaten möglich war. Wander entschied sich für die Schweiz. Dort wurde er nach kurzer Zeit aufgegriffen, inhaftiert und in Ketten in das Deportationslager Rivesaltes in Südfrankreich

zurückgebracht, von wo aus er über Drancy bei Paris nach Auschwitz verschleppt wurde. Seine Biografie steht stellvertretend für das Schicksal von Tausenden emigrierter Jüdinnen und Juden, die von Vichy-Frankreich deportiert wurden.

Auch der Schriftsteller Albert Drach wurde nach Rivesaltes verschleppt. In seinem Bericht „Unsentimentale Reise“ beschreibt er, wie er seine jüdische Religionszugehörigkeit vertuschte, so dass er das Lager auf legalem Wege verlassen konnte, weil ihm attestiert wurde, dass er kein Jude sei. Bewegend ist die Darstellung, dass französische Bewacher des Lagers Kinder von Inhaftierten aufnahmen, um wenigstens sie vor der Deportation zu retten. Drach selbst konnte nach seiner Entlassung in Nizza untertauchen, musste aber ständig mit einer Denunziation rechnen, zumal auf die Ergreifung von Menschen jüdischen Glaubens ein Kopfgeld von 5.000 Francs ausgesetzt war. Auf der anderen Seite droht ihm, da er ja offiziell „Arier“ ist, eine Zwangsrekrutierung zur Wehrmacht oder gar die Erschießung wegen Fahnenflucht. Er entkommt in ein im französisch-italienischen Grenzgebiet gelegenes Bergdorf. Doch auch hier droht ihm die Verhaftung. Als die Alliierten die Befreiung Südfrankreichs im August 1944 begannen, vermittelt Drach erfolgreich den Abzug versprengter Wehrmachtsoldaten und verhindert so die Zerstörung des Dorfes.

Rudolf Leonhard konnte im Rahmen einer von der KPD-Auslandsleitung organisierten Massenflucht aus dem Auslieferungsgefängnis in Castres unter Zurücklassung seiner Manuskripte, die er aber wie durch ein Wunder später zurückerhielt, fliehen. Er versteckte sich in einem Kloster und konnte in Marseille mit Unterstützung der Résistance untertauchen. Die Geschichte hat er in seiner biographischen Skizze „Mein literarisches Meisterwerk“ festgehalten.

Literaturproduktion im Ausnahmezustand

Auch wenn es schwer vorstellbar ist, dass unter den gegebenen Umständen schriftstellerische Arbeit stattfand, wurde gerade in den Internierungslagern eine Reihe von literarischen Werken geschaffen. Friedrich Wolf schrieb im Lager Le Vernet das Theaterstück „Beaumarchais oder die Geburt des Figaro“, eine historische zur Zeit der französischen Revolution spielende Tragödie über einen unpolitischen Universalgelehrten in einer hochpolitischen Zeit, zugleich eine Para-

bel auf die Situation in Vichy-Frankreich im Jahr 1940. In den posthum veröffentlichten Briefen beschreibt er, wie das Stück in einer KZ-Baracke nachts bei schneidendem Frost und im Schein einer Ölfunzel entstand.

Rudolf Leonhard verfasste während seiner langen Haftzeit ein umfangreiches poetisches und dramatisches Werk. Neben den Gedichten über seine Zeit in Vernet schrieb er die Tragödie „Die Geiseln“, in der er die Erschießung von Mitgliedern der Résistance verarbeitete. Sein Werk „In derselben Nacht – Ein Traumbuch des Exils“ ist eines der ungewöhnlichsten Werke der Exilliteratur. Er verarbeitet darin in über 600 Traumprotokollen unter anderem seine Zeit in Südfrankreich und erzählt, wie er in Marseille, nachdem er sich auf einem Flüchtlingsschiff versteckt hatte, noch gefasst und wieder an Land gebracht wurde. Auch dieses Buch entstand während der Haft und wurde erst 2001 posthum veröffentlicht. Auch verfasste er Widerstandsgedichte im Auftrag der Résistance.

Adrienne Thomas arbeitete in Gurs an ihrem in diesem Text vorgestellten Roman „Reisen Sie ab, Mademoiselle“ weiter, den sie nach erfolgreicher Flucht in die USA fertigstellen konnte und der 1944 im Fischer-Verlag in Stockholm erschien. Und die große Anna Seghers hatte noch in Marseille mit der Arbeit an ihrem Roman „Transit“ begonnen.

Was bleibt

Die meisten der hier vorgestellten LiteraturInnen waren mit Ausnahme von Rudolf Leonhard nicht in der Résistance oder anderen bewaffneten Einheiten aktiv. Zu diesem Thema gibt es jedoch eine Vielzahl von Erinnerungsbüchern von Menschen, deren Lebensschwerpunkt nicht primär im Literarischen angesiedelt war. Ihre Arbeiten darzustellen, müsste aufgrund der großen Anzahl von Texten in einem gesonderten Beitrag geschehen.

Für eine kurze Zeit wurde der Südosten Frankreichs erzwungenermaßen zu einem Brennpunkt des deutschsprachigen Exils mit der Folge, dass in der Exilliteratur ein eigenständiger literarischer Zweig zu den Themen Internierung und Flucht entstand. Die ProtagonistInnen und ihre Werke sind vielfach vergessen oder, weil sie KommunistInnen waren, der zeitgeschichtlichen Verdammnis überantwortet worden. Dieser Überblick, der keinesfalls vollständig ist, mag einen kleinen Beitrag leisten, dem Vergessen entgegenzuwirken.

Literatur:

- Alexander Abusch: Der Deckname. Berlin 1981.
 Erich Arendt: Saragossa 1941, in: ders.: Unter den Hufen des Winds. Reinbek 1966, S. 63.
 Theodor Balk: Das verlorene Manuskript. Frankfurt/M. 1983.
 Alfred Döblin: Schicksalsreise. München 1996.
 Albert Drach: Unsentimentale Reise. München 1990.
 Lion Feuchtwanger: Der Teufel in Frankreich. Berlin, Weimar ²1992.
 Marta Feuchtwanger: Nur eine Frau. München 1983.
 Lisa Fittko: Mein Weg über die Pyrenäen. München 2004.
 Leonhard Frank: Links wo das Herz ist. Berlin 1955.
 Bruno Frei: Die Männer von Vernet. Berlin 1950.
 Bruno Frei: Der Papiersäbel. Frankfurt/M. 1972.
 Varian Fry: Auslieferung auf Verlangen. Frankfurt/M. 2009.
 Walter Hasenclever: Die Rechtlosen. Aachen 2004.
 Evelyn Hasler: Mit dem letzten Schiff. München 2016.
 Gertrud Isolani: Stadt ohne Männer. Hamburg 1959.
 Alfred Kantorowicz: Exil in Frankreich. Frankfurt/M. 1986.
 Peter Kast: Zu „groß“, in: ders.: Erlebnisse auf weiter Fahrt. Berlin 1963, S. 169f.
 Peter Kast: Das Geschenk. Berlin ²1962.
 Rudolf Leonhard: Le Vernet. Berlin 1961 (Ausgewählte Werke, Bd. 1).
 Rudolf Leonhard: Mein literarisches Meisterwerk, in: Resistance, zusammengestellt von Dora Schaul. Berlin 1975, S. 239–256.
 Rudolf Leonhard: In derselben Nacht. Berlin 2001.
 Heinrich Mann: Ein Zeitalter wird besichtigt, Frankfurt/M. ⁴2007.
 Hans Marchwitza: In Frankreich. Berlin o.J.
 Walter Mehring: Wir müssen weiter. München 1981.
 Gustav Regler: Das Ohr des Malchus. o.O. 1960.
 Erich Maria Remarque: Die Nacht von Lissabon. München, Zürich 1975.
 Maximilian Scheer: Paris – New York. Berlin ²1975.
 Hans Sahl: Exil im Exil, Frankfurt/M. 1990.
 Hanna Schramm: Menschen in Gurs. Worms 1977.
 Max Schröder: Eine Sommerfrische in der Provence, in: Lion Feuchtwanger zum 70. Geburtstag. Berlin 1954, S. 83–112.
 Anna Seghers: Transit. Roman. Darmstadt/Neuwied 1978.
 Adrienne Thomas: Reisen Sie ab, Mademoiselle. Frankfurt/M. 1985.
 Walter Victor: Kehre wieder über die Berge. Berlin, Weimar 1982.
 Fred Wander: Hotel Baalbek. Frankfurt/M. 1994.
 Fred Wander: Das gute Leben. Frankfurt/M. 1999.
 Friedrich Wolf: Briefe. Berlin 1968.

„Das Wetterleuchten eines echten Talents“

Zum 60. Todestag des Dichters Ernst Koplenig (1941–1962)

MATTHIAS LOUIS

Das Wetterleuchten eines echten Talents!“ So äußerte sich niemand geringerer als der KPÖ-Politiker Ernst Fischer, dem eine profunde literarische Expertise zuzutrauen war, über die Gedichte des jungen Ernst Koplenig. Der Sohn von Johann und Hilde Koplenig starb vor 60 Jahren, am 8. Mai 1962, nach schwerer Krankheit im Alter von nur 21 Jahren. In den letzten Jahren seines kurzen Lebens hatte Koplenig damit begonnen, sein literarisches und lyrisches Talent zu entfalten.

Ernst Koplenig wurde am 22. April 1941 im Moskauer Exil geboren. Er war das zweite Kind des zu diesem Zeitpunkt bereits 50-jährigen KPÖ-Vorsitzenden Johann Koplenig und damit gegenüber seiner Schwester Elisabeth (spätere Markstein), die bereits 1929 in Wien auf die Welt gekommen war, das, was man gemeinhin einen „Nachzügler“ nennt. Den Namen Ernst bekam er nicht etwa wegen Ernst Fischer, der zu diesem Zeitpunkt dem Parteivorsitzenden noch tief verbunden war, sondern wegen seines früh verstorbenen Onkels Ernst Oppenheim, dem jüngeren Bruder von Hilde Koplenig, der in den 1920er Jahren zur Führungsgruppe des KJV Wien-Währing gehört hatte.¹ Ernst Oppenheim verunglückte am 3. Juli 1931 – kurz nach dem 11. Parteitag der KPÖ, den er mit vorbereitet hatte – tödlich bei einer Kletterpartie auf der Rax, was ein harter Schlag für Mutter Oppenheim und die junge Familie Koplenig war. Insbesondere Hilde Koplenig sollte der völlig unerwartete Tod des jüngeren Bruders noch lange beschäftigen.²

Remigration aus Moskau

Nachdem Ernst Koplenig die frühen Kinderjahre in Moskau verbracht hatte, stand mit der Rückkehr seiner Eltern nach Wien im Jahr 1945 ein kräftiger Tapetenwechsel an: vom Hotel Lux und dem Schutzbundhaus in Moskau in die Rustenschacherallee im 2. Bezirk des nunmehr befreiten Wien. Viele nach Kriegsende aus der politischen Emigration Zurückgekehrte berichten immer wieder vom Gefühl einer gewissen Verlorenheit, das in den unmittelbaren Nachkriegsjahren nicht aus einem Mangel an politischen Aufgaben, sondern vor

allem aus dem Umstand resultierte, dass soziale und politische Kontakte neu geordnet und geknüpft werden mussten. Auch das politische Klima im neuen Österreich ließ bei manchen gewisse Illusionen verfliegen.

Im Falle Ernst Koplenigs, der gerade erst dem Kleinkindalter entwuchs und daher den Ortswechsel samt der politischen Veränderungen nicht in dieser Tragweite erleben konnte, waren es vor allem die technischen Umstände der Rückreise per Flugzeug, die ihn – bei aller Freude auf den schon früher zurückgekehrten Vater – aus dem Häuschen gerieten ließen. Hilde Koplenig schreibt in ihren Memoiren: „Mit diesen Illusionen verließen wir Moskau in einer notdürftig für den Zivilverkehr eingerichteten Militärmaschine. Der Flug verlief ruhig und normal, nur unser Ernsti revoltierte. Von dem Augenblick an, da wir uns in die Luft erhoben, wollte er zurück auf den Boden, weinte und schrie und wollte aussteigen. Als man ihm sagte, es gehe doch zum Vater, meinte er, gut, das sei schön, aber unten auf dem Boden. Er ließ sich nicht beruhigen. In Budapest übernachteten wir auf dem Flughafen und vormittags, am 23. Juli 1945, landeten wir in Vöslau.“³

Nachdem die Reiseaufregungen überstanden und die Familie Koplenig wieder vereint war, sollte sich für den vierjährigen Ernst das KPÖ-Lokal in der Gersthofer Straße im 18. Bezirk als soziale Drehscheibe und Kontaktbörse etablieren, fanden sich doch hier auch mehrere andere Kinder ein, deren Eltern gerade aus der Emigration zurückgekehrt waren. Hier hatte er die Möglichkeit, Freundschaften zu knüpfen, die bis zu seinem zu frühen Tod anhielten. So nicht zuletzt mit Tony Scholl, dem späteren Vorsitzenden des *Verbands Demokratischer Studenten* (VDS), der ihm ein brüderlicher Freund werden sollte, dessen Name sogar auf die Parteigesetz wurde.

Erste literarische Texte

Schon bei allerlei „Kinderspielen“ sollte sich Ernst Koplenig als fantasievoller und aufgeweckter Bub zeigen. So gab er im Alter von acht oder neun Jahren mit Tony Scholl eine von ihnen so bezeichnete „Nordpolzeitung“ heraus,⁴

in der die beiden ihre Kinderträume von einer zukünftigen Reise an den Nordpol ausmalten und in der „Reiseplanung“ nicht mit Details sparten – für Ernst war es beispielsweise eine abgemachte Sache, dass er zum Nordpol auf jeden Fall „300 kg saure Zuckerl“ mitnehmen werde. Die (nicht erhalten gebliebene) „Nordpolzeitung“, in der sich die ersten Textproduktionen Ernst Koplenigs fanden, kann beispielhaft dafür verstanden werden, wie sich auch ältere GenossInnen aus Parteikreisen geradezu familiär um die Kinder in ihren Reihen annahmen. Denn die Illustrationen zum kindlichen Publikationsprojekt steuerte immerhin der damals schon um die 60 Jahre alte Mitbegründer des Österreichischen Werkbundes und der Grazer Secession, der Buchkünstler, Grafiker und Februarkämpfer Axl Leskoschek bei.

Die Reiselust, die den beiden Kinderfreunden anhand der „Nordpolzeitung“ wohl schon damals anzumerken war, sollte ihnen auch im Jugendalter erhalten bleiben, weshalb sie nicht nur Aktivitäten im Rahmen der Ferienlager von *Kinderland – Junge Garde* und *Freier Österreichischer Jugend* zusammen begingen, sondern auch zu einer gemeinsamen Reise per Autostopp (Ziel war die Sommeruniversität in Grenoble) aufbrachen. Die Tour führte sie über Venedig und eine Zwischenstation am Gardasee, wo sie nicht zuletzt zum Zweck der ernährungstechnischen Aufpäppelung die Eltern Scholls besuchten, die dort zeitgleich Urlaub machten. Für den weltoffenen und interessierten Ernst Koplenig sollte es die einzige Reise dieser Art bleiben.

In den Mittelschuljahren verfasste Ernst Koplenig seine ersten (bzw. die frühesten nachweisbaren) literarischen Texte. So ist etwa eine Prosavariante von „Der Tod des Dichters“ mit 1958 datiert, als Koplenig 17 Jahre alt war. Aus demselben Jahr liegt auch eine lyrische Version dieses Textes vor. Nachdem Koplenig erfolgreich die Matura ablegt hatte, begann er mit dem Studium der Mathematik, musste aber bald feststellen, dass ihm philologische Angelegenheiten eher entsprachen, weshalb er auf Romanistik und Slawistik umsattelte. In dieser Zeit lernte er an der Universität die aus der



Hilde, Johann und Ernst Koplenig im sowjetischen Exil

kleinen Handwerks- und Industriestadt Ennepetal in Westdeutschland (Nordrhein-Westfalen) stammende Ursula Strack kennen, die seine zweite Freundin werden sollte, mit der er bis zu seinem Tod liiert war. Auch sie ist auf Ernst Koplenigs Parte genannt und blieb, nachdem sie von den Koplenigs wie eine Tochter aufgenommen worden war, bis zum Tod Hilde Koplenigs im Jahr 2002 mit dieser in Kontakt.⁵

Lob und Tadel von Ernst Fischer

1961, im Alter von 20 Jahren, erhielt Ernst Koplenig die Diagnose Knochen Sarkom. Es handelt sich dabei um eine sehr seltene, doch überaus bösartige Form von Knochentumoren, die (derzeit) weniger als 0,2 Prozent aller bösartigen Tumore ausmacht. Der Krankheitsverlauf ist in der Regel überaus schmerzvoll, dennoch waren die Jahre von 1960 bis zu seinem Tod 1962 die literarisch produktivsten im kurzen Leben von Ernst Koplenig. In den Monaten vor seinem Tod entstanden die meisten seiner heute nachweisbaren Gedichte, ebenso wie ein (unvollendet gebliebener) Roman mit dem Titel „Stefan“.

Ernst Fischer äußerte sich nach dem Ableben Koplenigs über diese Schaffensperiode in einem Typoskript: „Manchmal schien der Blick der großen Augen aus dem Nichts zurückzukehren. ‚Ich muss der Krankheit dankbar sein!‘ sagte der Sterbende. ‚Sie hat mich zum Dichter ge-

macht. Alle früheren Gedichte waren halb dies, halb das – aber auf diese Gedichte bin ich stolz‘.“ Fischer zitiert in diesem Text auch aus einem Brief, den Koplenig an ihn gerichtet hatte: „Die Gedichte die ich dir hier schicke, sind seit ungefähr Mitte März geschrieben. Ich versuche hier, einen völlig neuen Weg einzuschlagen, [...] eine Art dialektischer Dichtung. Natürlich ist aller Anfang schwer, trotzdem bin ich sehr stolz auf diese Gedichte [...] wegen der Bedingungen – qualvollen Schmerzen – unter denen sie geschrieben sind.“ Und Fischer weiter: „Unnachsichtig prüfte er jedes Wort, bis er die gültige Formulierung fand, die Kristallisation von Sinn und Melodie. Mit seinen

Versen hielt er sich am Leben. Jedes Gedicht war ein Sieg über den Tod.“⁶

Ernst Fischer sparte gegenüber Ernst Koplenig nicht mit Lob, brachte jedoch stellenweise auch Tadel an. So würdigte er etwa das Gedicht „Begegnung“ als „schönstes von den drei“ kurz zuvor erhaltenen, da es den „Ton in seinem Schwebezustand zwischen lyrischem Bericht und traumhafter Assoziation [...] ohne Bruch“ durchhalte. Im Gedicht „Träumer“ fand der zum barocken Ausdruck neigende Fischer „zauberhafte Verse“. Auch die von ihm angebrachte Kritik liest sich in der Regel freundschaftlich, etwa wenn er vermerkt, dass ihm eine bestimmte Strophe missfalle, da „das Bild von der Sonne, die in den ‚starken Gedärmen‘ des Meeres badet [...] kein echtes Bild“ sei, „sondern nur Spaß am extremen Wort“. Etwas robuster wird Fischers Kritik, wenn es um Termini in nicht-österreichischem Deutsch ging: „schwach ist die Mischung von ‚Meerschäum und Sonnenstrahl‘ (wozu noch kommt, dass ‚Meerschäum‘ das reichsdeutsche Wort für Bernstein ist), vielleicht überlegst Du eine Korrektur“. Kritische Bemerkungen Fischers gegenüber Koplenig sind Einzelfälle, im Wesentlichen war er begeistert, denn die Gedichte würden bestätigen, dass „sich in Dir ein großes und originelles lyrisches Talent heranbildet“.⁷

Schon zuvor, im März 1962, zeigte sich Ernst Fischer überaus erfreut und

geradezu überschwänglich gegenüber den Arbeiten von Ernst Koplenig: „Aus dem Dickicht mannigfacher literarischer Einflüsse trittst Du, das Astwerk mit bedeutsamer Kraft auseinanderbiegend, als eine schon zu ahnende dichterische Persönlichkeit. Da ist das Gefühl für Farbe, für einen Rhythmus der Ungeduld und des Innehaltens, für eine tiefe sich selbst unterbrechende melancholische Melodie, barocke Fülle und zugleich sie bändigende, zur Entfettung sie nötigende Form.“ Nach einigen kritischen Notizen merkte Fischer an, dass der junge Autor die Einwände und Kritiken nicht als „Beckmesserei [...]“, sondern als Ausdruck einer ernstesten Beschäftigung mit Deinen Gedichten“ ansehen solle. Die Gedichte würden „die Spannweite deines Wesens (bestätigen), die vielfältige Originalität eines Menschen, den ich sehr gern habe und dem ich mich sehr nah fühle“.⁸

Internationale Resonanz

Auch außerhalb Österreichs gab es eine Resonanz auf Koplenigs noch unveröffentlichte Gedichte. Sie ernteten interessierte und positive Rückmeldungen, etwa vom aus Österreich stammenden, seit 1949 in der DDR lebenden Musikwissenschaftler Georg Knepler. Knepler kündigte an, Tonbänder und ein Kunstbuch schicken zu wollen, und korrespondierte kritisch über Ernst Fischers „Grund-Definition der Romantik“, welche ihm „viel zu weit gefasst“ und „ungenau“ erschien.⁹ Rund eine Woche, nachdem Knepler den sehr persönlich gehaltenen Brief verfasst hatte, sollte Ernst Koplenig seiner Krankheit erliegen.

Auch der ungarische marxistische Philosoph Georg Lukács las nachweislich einige der Gedichte von Ernst Koplenig (wenngleich nicht mehr nachvollziehbar ist, um welche es sich genau handelte). Eine dokumentierte Einschätzung dazu formulierte er erst im Juli 1962 in einem Kondolenzschreiben an Hilde und Johann Koplenig, wobei er über den Tod von Ernst Koplenig das „Empfinden der Ohnmacht eines jeden Wortes einem solchen Schmerz, einem solchen Verlust gegenüber“ ausdrückte. Über die Gedichte schrieb er, dass ihn die „überraschende und überwältigende innere Aufrichtigkeit beeindruckt“ habe, welche „bei Jugendwerken äußerst selten“ sei. „Natürlich ist subjektive Aufrichtigkeit bei jungen Schriftstellern oft aufzufinden. Sie befindet sich aber zuerst – gerade weil sie bloß subjektiv ist – auf der Oberfläche, ist die vorüberhuschende Aufwelligkeit des eben gelebten Augen-

blicks. Hier handelt es sich um etwas qualitativ Verschiedenes: diese Aufrichtigkeit hat solide, weil schwer errungene weltanschauliche Fundamente.“¹⁰

Wie Georg Lukács zu den Gedichten Ernst Koplenigs gekommen war, geht aus dem Briefverkehr nicht hervor. Es ist jedoch anzunehmen, dass er als Freund der Familie Koplenig die Gedichte zugeschickt bekommen hatte. Auf die lange und enge Freundschaft der Koplenigs mit dem ungarischen Philosophen wurde in späteren Jahren auch das Georg-Lukács-Archiv in Budapest aufmerksam, dessen Direktor László Sziklai im Jahr 1980 mit Hilde Koplenig in Kontakt trat, um für Forschungsarbeiten Informationen über Lukács' Jahre in Wien, seine Tätigkeit für die KPÖ und deren damaliges Zentralorgan, die *Rote Fahne*, zu erfahren.¹¹

Kondolenzschreiben

Der Tod des jungen Autors am 8. Mai 1962 scheint – obwohl die ihn peinigende Krankheit bössartig und selbst heute noch schlecht therapierbar ist – für Teile seines Umfelds dennoch überraschend gekommen zu sein. Es war wohl eine gewisse, freilich nur scheinbare Stabilisierung seines Gesundheitszustands (so wird sie zumindest in verschiedenen Briefen angesprochen) und die durch einen operativen Eingriff erzielte vorübergehende Milderung der Schmerzen, die manchen eine leise Hoffnung zu ge-

ben schien und dazu verleitete, die gesundheitliche Verfasstheit des jungen Koplenigs nicht ganz so düster wahrzunehmen, wie sie in Wirklichkeit war.

Die zahlreichen aufrichtig teilnahmevollen Kondolenzschreiben zeigen sich meist ebenso überrumpelt wie entsetzt von der traurigen Nachricht. So schrieb Marie Frischauf an Johann und Hilde Koplenig, dass sie „tieferschüttet über den schrecklichen Verlust“ sei, „den Ihr und mit euch die Partei und alle Freunde erlitten habt“.¹² Die französische Fotografin, Résistance-Kämpferin und Generalsekretärin der *Internationalen Demokratischen Frauenföderation* (IDFF), Marie-Claude Vaillant-Couturier, und ihr Mann, der stellvertretende Vorsitzende der Kommunistischen Partei Frankreichs (PCF) Pierre Villon, kondolierten in sehr gutem Deutsch und zeigten sich „tief bestürzt über die schreckliche Nachricht“.¹³ Maurice Thorez, der Generalsekretär der PCF, drückte sein Beileid in Französisch aus, ebenso trafen Kondolenzschreiben von Mira Lobe, Bruno Frei, Engelbert Broda, Hanns Eisler und vielen anderen ein. Axl Leskoschek schrieb zwei separate Briefe, einen an Johann, den anderen an Hilde Koplenig. Im zweiten hob er hervor „wie stolz ich war und bin, daß Ernstl mich zu einem seiner Freunde gewählt hatte“.¹⁴ Georg Knepler und seine Frau Florence schrieben aus Berlin-Grünau: „wir sind entsetzt und erschüttet über die fürchter-

liche Nachricht [...]. Wir wollen, dass ihr wisst, daß wir mit euch fühlen und weinen. Ernst war uns sehr ans Herz gewachsen, und unserem Johnny.“¹⁵ Anlässlich des Geburtstags von Ernst Koplenig, also nur etwas mehr als zwei Wochen vor seinem Tod, zeigten sich Lou Eisler-Fischer und Ernst Fischer hinsichtlich der Gesundheit Koplenigs noch vorsichtig optimistisch und schrieben ihm in diesem Sinn: „Wir haben uns immer sehr gefreut wenn Du bei uns warst, haben mit lebhafter Anteilnahme Deine Entwicklung beobachtet, dieses [...] an Fähigkeiten so reiche Ich, und möchten, dass Du bald wieder unser Gast bist, eigenwilliger und ungewöhnlicher Gesprächspartner.“¹⁶ Doch kurz darauf mussten sie im Kondolenzschreiben festhalten: „Wir haben ihn so lieb gehabt wie einen eigenen Sohn. Er war ein Stück unseres Lebens.“¹⁷

„Der Tod des Dichters“

Ernst Fischer war darum bemüht, einen Verlag für die Werke des jungen Freundes zu finden und traf erste dahingehende Absprachen. So schrieb er am 28. März 1962 an Ernst Koplenig: „Ich möchte mehr von Deiner Lyrik kennen lernen; dass Hackl sie drucken will, beweist seinen guten Geschmack.“¹⁸ Gemeint war damit der Lyriker, Redakteur und Herausgeber Hermann Hakel, der im Exil in Italien gemeinsam mit Franz Theodor Csokor und Alexander von Sacher-Masoch Mitglied der *Freien Österreichischen Bewegung* gewesen war. Nach der Befreiung vom Faschismus trat Hakel als Herausgeber und Förderer junger Talente hervor. So konnten neben vielen anderen etwa Ingeborg Bachmann, Gerhard Fritsch und Marlen Haushofer bei ihm erstmals Werke publizieren. Hakel wurden allerdings auch gute Kontakte zum US-Information Service nachgesagt.

Die geplante Publikation konkretisierte sich offenbar bereits einen Monat später in der Form von Beiträgen für eine Anthologie, war also nicht – oder nicht mehr – als selbstständiges Werk gedacht. So ersuchte Georg Knepler im bereits erwähnten Brief vom 28. April 1962 den jungen Autor, ihm ein Exemplar der Anthologie zuzuschicken, sobald diese erschienen sei. Das frühe Ableben Ernst Koplenigs beendete jedoch dieses Vorhaben.

Trotz der vielen Fürsprecher wurde zu Lebzeiten kein Werk von Ernst Koplenig publiziert. Eine der frühesten Veröffentlichungen eines seiner Gedichte findet

Der Tod des Dichters (1958)

Er trug aus Schmerzensblumen einen Kranz...
Die Gaukler und die Feen im Festgewand
machten Bocksprünge und umtanzten ihn, bis der finstere Harlekin
Schweigen gebot: er übergöß die Gaukler und die Feen mit Benzin,
und Feuer regnet's von der Wand.
Er trug aus Schmerzensblumen einen Kranz.

Er lachte noch immer, Schweiß auf der Stirn...
Ach! Wie ward es stille im Wald seiner Lieben.
Nur die Fasern des Holzes durchkrächsten die himmlischen Raben,
die der verbluteten Weiber Gerippe vergraben.
Ach! Wie still war's im Walde! Er ward aus dem Walde vertrieben,
doch er lachte noch immer, Schweiß auf der Stirn.

Es legte der Tod die Hand auf sein Haupt...
Es ist die Welt nur ein Knochenfeld,
wo der finstere Hades zum Bruderkuß
den Modernmund reicht dem rosigen Priapus,
und die Lotosblume verwelkt.
Es legte der Tod die Hand auf sein Haupt.

Laut „Tagebuch“ wurde dieses früheste nachweisbare Gedicht Ernst Koplenigs bei seiner Einäscherungszeremonie anstatt einer Grabrede vorgetragen.



Ernst Koplenig (1941–1962)

sich im Juni 1962, publiziert als Nachruf, im *Tagebuch*, der KPÖ-nahen Kultur- und Intellektuellenzeitschrift. Unter der Überschrift „Ein hoffnungsvoller junger Mensch, geboren um Großes zu schaffen, ist von uns gegangen“ wurde dort dessen Gedicht „Der Tod des Dichters“ abgedruckt. Dem Werk zur Seite gestellt wurde eine Grafik von Georg Eisler. Und es war erneut das *Tagebuch*, das in der Dezember-Ausgabe des Jahres 1965 vermeldete, dass das Theater der Jugend in seiner Zeitschrift *neue wege* vier Gedichte Koplenigs veröffentlicht habe („Tod des Dichters“, „Charles Baudelaire“, „Der Träumer“ und „Berlin – Pergamonmuseum“).

Schon zwei Jahre zuvor, im Sommer 1963, hatte sich Ernst Fischer darum bemüht, das literarische Schaffen des jungen Dichters posthum bekannt zu machen. So veröffentlichte *Weg und Ziel*, das Theorieorgan der KPÖ, in der Rubrik „Wissenschaft und Kunst“ Fischers Beitrag „Österreichische Lyrik“, in dem er seine kontroversen Ansichten, die er auf der im selben Jahr stattfindenden Kafka-Konferenz im tschechoslowakischen Lidice darlegte, weiter vertiefte. Der Text spannt einen Bogen über rund 70 Jahre, vom 19. Jahrhundert über den romantischen Antikapitalismus, Rainer Maria Rilke und Georg Trakl bis hin zu Josef Weinheber und Wilhelm Szabo, sowie schlussendlich zu Ingeborg Bachmann und Erich Fried.

Am Ende des Beitrags kam Fischer auch auf Ernst Koplenig zu sprechen, den er in eine Reihe mit Jura Soyfer stellte: „Auch ein solcher fragmentarischer Bericht darf auf die Klage um den großen Verlust nicht verzichten, um den von den Hitler-Leuten ermordeten Jura

Soyfer und um den 1941 geborenen Ernst Koplenig, der 1962 starb. Ernst Koplenig war ein Dichter von ungewöhnlichem Talent. An Knochenkrebs qualvoll dahinsterbend, im Kampf um jede Stunde Leben den unbegreiflichen Tod als unaufhaltsam begreifend, schrieb er zwischen Schmerz und Injektion, zwischen Angst und geisterhafter Heiterkeit Gedichte bis zum letzten Augenblick. Jahre zuvor schon ging der Tod durch seine Dichtung. [...] Im Kampf mit dem Tod kämpfte der junge Dichter um sprachliche Konzentration, Objektivierung des flackernden Ich in einer strengen Bilderwelt nicht als Impression, sondern als Struktur, als scheinbar gewordenes Gesetz des inneren Widerspruchs. Aus dieser Bemühung um, wie er es nannte, ‚dialektische Poesie‘, sind Gedichte von großer Schönheit und Originalität hervorgegangen.“¹⁹

Im Anschluss an diese Würdigung wurde Koplenigs vermutlich im März 1962 verfasstes Gedicht „Der Träumer“ vollständig abgedruckt, allerdings ohne Nennung des Titels. Es scheint dies eines jener Werke Koplenigs zu sein, das Fischer besonders schätzte. In einem Brief an Koplenig unterbreitete er kleinere Verbesserungsvorschläge, insgesamt zeigte er sich aber hellauf begeistert über den „Träumer“. Sein Resümee lautete: „Das ist große Poesie!“²⁰

Ungarische Anthologien

Die überschaubare Publikationsgeschichte des Dichters beschränkt sich jedoch nicht auf Österreich. So finden sich, auf den ersten Blick überraschend, zwei ungarische Anthologien mit moderner österreichischer Lyrik, die jeweils Gedichte von Ernst Koplenig aufgenommen haben. Die erste davon ist „Századunk osztrák lirálá“ (Die österreichische Lyrik unseres Jahrhunderts), erschienen 1963 bei Európa Könyvkiadó (Europa Buchverlag) in Budapest. Sie entspricht dem Aufbau von Fischers genanntem Artikel zur österreichischen Lyrik in *Weg und Ziel* und enthält als Vorwort eine von Ernst Fischer angestellte, wesentlich kürzere Zusammenfassung desselben. In der Anthologie sind fünf Gedichte Koplenigs enthalten, die von Bálint Tóth (1929–2017) übersetzt wurden.²¹

Fünf Jahre nach dieser ersten Buchpublikation, die Beiträge von Ernst Koplenig aufnahm, folgte 1968 eine weitere ungarische „Anthologie österreichischer Dichter“. Hierin wurden drei von Tóth übersetzte Gedichte aus dem 1963

erschiedenen Band übernommen. Die Redaktion der Anthologie besorgte erneut der Dichter und Übersetzer Gábor Hajnal (1912–1987). Tóth hatte die gesamten 1950er Jahre hindurch Probleme mit der ungarischen Justiz und musste mehrere Haftstrafen über sich ergehen lassen (u.a. wegen Spionageverdachts). Sein erster Gedichtband erschien 1957 in Wien, erst 1959 wurden seine Arbeiten auch in Ungarn veröffentlicht. Hajnal hingegen hatte zum Zeitpunkt der zweiten Anthologie bereits selbst drei Gedichtbände herausgebracht und war in der Volksrepublik Ungarn Referent im Bildungswesen bzw. Theatersekretär. Er kann zu den reformerisch ausgerichteten Kräften gezählt werden.

Im Unterschied zur ersten Anthologie wechselte bei der zweiten Publikation der Verlag. Nun war es das Verlagshaus „Kosmos Bücher“, welches das österreichische Lyrikschaffen der ungarischen Öffentlichkeit näherbringen sollte. Ein weiterer Unterschied der beiden Publikationen besteht darin, dass das Vorwort von Ernst Fischer verschwand. Fischer selbst äußerte sich in seinen autobiografischen Schriften weder zu den ungarischen Anthologien noch zu Ernst Koplenig. Es muss damit offen bleiben, ob die Tatsache, dass Koplenigs Schaffen in den kommenden Jahrzehnten nicht nur in KPÖ-Kreisen nahezu vergessen wurde, nicht nur mit der geringen Zahl seiner Publikationen, sondern auch damit in Zusammenhang steht, dass seine Werke offenbar vor allem im Kreis der „Reformer“ aufgegriffen wurden, sowohl in Österreich als auch in Ungarn. Ein weiteres Beispiel dafür ist Györgi Petri (1943–2000), ein wichtiger Vertreter des ungarischen Samisdat, über den zwischen 1975 und 1988 ein Publikationsverbot verhängt worden war. In seinem im Jahr 1991 bei Szépirodalmi Könyvkiadó („Belletristischer Buchverlag“) erschienenen Werk „Versei“ (Gedichte) erfährt der junge Koplenig in Form des Gedichts „In memoriam Ernst Koplenig“ eine Würdigung.

Undogmatische Überzeugtheit

Ernst Koplenig selbst konnte sich zu den politischen Konflikten in den Reihen der kommunistischen Parteien der 1960er Jahre nicht mehr äußern, da diese erst nach seinem Tod entsprechende Schärfe erlangten. Zu den sich bereits zu seinen Lebzeiten abzeichnenden Auseinandersetzungen konnten keine Äußerungen des jungen Dichters und Sohns des Parteivorsitzenden ermittelt werden.

Alle Kunst und Aufopferung der Ärzte konnten unseren

ERNST I

nicht retten. Am 8. Mai 1962 ist er, 21 Jahre alt, eingeschlafen.

Die Einäscherung findet am Montag, den 14. Mai 1962, um 11.45 Uhr in der Feuerhalle der Stadt Wien statt.

Helene Oppenheim
Johann und Hilde Koplenig
Lisa und Heinz Markstein
Babsi und Kathi
Utschi Strack
Toni Scholl

Wir bitten, von Kranzspenden abzusehen

Parte für den am 8. Mai 1962 gestorbenen Ernst Koplenig

Ernst Fischer beschreibt jedoch, wie der junge Ernst Koplenig den Marxismus für sich entdeckte, dass ihm dieser nicht einfach in „die Wiege gelegt“ war und er nicht aus konformistischen Erwägungen übernommen wurde: „Von Gegensätzlichem angezogen, gab er sich niemals mit der Oberfläche zufrieden, sondern las, dachte nach, erwog das Pro und Contra, bis er zu eigenem begründeten Urteil gelangte. Gegen Marx wehrte er sich zunächst, wie gegen alles, dessen Bejahung als selbstverständlich galt. Eines Tages kam er: ‚Wie großartig ist dieser Marx! Welche Gedanken! Welch ein Geist!‘ Er hatte Marx gleichsam auf eigene Faust entdeckt und wurde so zu einem überzeugten Marxisten. Und diese undogmatische Überzeugtheit, die auch den Widerspruch achtete, hatte zum Ergebnis, dass sich nun um ihn ein wachsender Kreis junger Menschen bildete.“²²

Freunde von Ernst Koplenig, wie etwa Tony Scholl und Ernst Fischer, berichten einhellig davon, dass sich das Verhältnis von Vater Johann und Sohn Ernst insbesondere in den Jahren der Krankheit vertieft hat. Am Ende seines kurzen Lebens litt Ernst Koplenig sehr an den verschiedenen Symptomen der Krankheit, unter anderem an heftigen Fieberschüben. In einem der letzten dieser Schübe bildete sowohl seine marxistische Überzeugung als auch das sich neu entwickelte Verhältnis zum Vater den Stoff einer Fieberphantasie. Ernst Fischer hielt diese dramatischen Momente fest: „In seinen letzten Fieberdelirien sprach er von einer Maidemonstration. Sein Vater wurde, so wähnte er, von Faschisten überfallen. Er kam ihm zu Hilfe, rettete ihn, wurde selbst aber tödlich verwundet. Es war die Seh-

sucht, seinem Tod einen Sinn zu geben, für die große gemeinsame Sache.“²³

Was von Ernst Koplenig zweifellos bleiben wird und anlässlich seines 60. Todestags in Erinnerung gerufen werden soll, ist sein unermüdliches Schaffen, das im Angesicht schweren Leidens und des nahenden Todes nicht nur keinen Abbruch fand, sondern sich im Gegenteil intensivierte, festigte und von ihm selbst immer profunder theoretisch untermauert wurde. Dies heben Koplenigs Zeitgenossen und Freunde, die von diesem jungen Talent in unterschiedlicher Form berichteten, allesamt hervor. Sein Bemühen und Hoffen, eines seiner Werke noch in gedruckter Form erleben zu dürfen, sollte sich jedoch nicht erfüllen.

Anmerkungen:

- 1/ Korotin, Ilse/Nusko, Karin (Hg.): „... genug Geschichte erlebt.“ Hilde Koplenig (1904–2002). Erinnerungen. Wien: Praesens Verlag 2008 (biografia. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung, Bd. 6), S. 57.
- 2/ Ebd., S. 123.
- 3/ Ebd., S. 272.
- 4/ Interview des Autors mit Tony Scholl am 25. März 2022.
- 5/ Ebd.
- 6/ Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB/ÖLA), 37/S46, Ernst Fischer: In memoriam Ernst Koplenig, o.D. [1962].
- 7/ Sammlung Matthias Louis (SML), Brief von Ernst Fischer an Ernst Koplenig, 3.4.1962. Mein Dank gilt Helmut Fröhlich (Wien), ohne dessen aufmerksames und großzügiges Angebot ich die zitierten Briefe aus dem Nachlass von Johann und Hilde Koplenig nicht meiner Sammlung hätte hinzufügen können.
- 8/ SML, Brief von Ernst Fischer an Ernst Koplenig, 24.3.1962.

9/ SML, Brief von Georg Knepler an Ernst Koplenig, 28.4.1962.

10/ SML, Brief von Georg Lukács an Johann und Hilde Koplenig, 28.7.1962.

11/ SML, Briefwechsel von László Sziklai mit Hilde Koplenig, 1980–1981.

12/ SML, Brief von Marie Frischauf an Johann und Hilde Koplenig, 9.5.1962.

13/ SML, Brief von Pierre Villon und Marie-Claude Vaillant-Couturier an Johann und Hilde Koplenig, 15.5.1962.

14/ SML, Brief von Axl Leskoschek an Hilde Koplenig, 15.5.1962.

15/ SML, Brief von Florence und Georg Knepler an Johann und Hilde Koplenig, 14.5.1962.

16/ SML, Brief von Ernst Fischer und Lou Eisler-Fischer an Ernst Koplenig, April 1962.

17/ SML, Brief von Ernst Fischer und Lou Eisler-Fischer an Johann und Hilde Koplenig, o.D. [8.5.1962].

18/ SML, Brief von Ernst Fischer an Ernst Koplenig, 24.3.1962.

19/ Ernst Fischer: Österreichische Lyrik, in: *Weg und Ziel*, Nr. 7/8, Juli/August 1963, S. 499–516, hier S. 516.

20/ SML, Brief von Ernst Fischer an Ernst Koplenig, 3.4.1962.

21/ Es handelt sich dabei (in direkter Titelübersetzung) um: „Speicher“ (wohl: „Die Schale“, Anm.), „Lieder des Sterbenden“, „Der Träumer“, „Die Vision eines Ungläubigen“ und „Salziger und bitterer Preis: Liebe“.

22/ ÖNB/ÖLA, 37/S46, Ernst Fischer: In memoriam Ernst Koplenig.

23/ Ebd.

Bibliographie der nachweisbaren Werke von Ernst Koplenig

Gedichte:

Der Tod des Dichters [zwei Versionen]

Venus und Adonis

Salzfluss aus Liebe und Bitterkeit

Lieder des Sterbenden

Vision eines Ungläubigen

Des Diamanten ungebranntes Feuer
Begegnung

Nimmermehr

Der Träumer

Pischlied

Melancholie

Der Wachende

Erinnerung [zwei Versionen]

Charles Beaudelaire

Die Schale

Epitaph

Denkgebet

Romanfragment:

Stefan

„Ich war neunzehn“ (DEFA 1968) von Konrad Wolf

SABINE FUCHS

Anlässlich des 77. Jahrestags der Befreiung vom Faschismus zeigte die *Alfred Klahr Gesellschaft* am 20. April in Wien Konrad Wolfs Film „Ich war neunzehn“. Konrad Wolf wurde am 20. Oktober 1925 in Hechingen im heutigen Baden-Württemberg als zweiter Sohn des jüdischen Arztes und Schriftstellers Friedrich Wolf und seiner Frau Else (geborene Dreibholz), einer Erzieherin, geboren. Sein Film „Ich war neunzehn“ aus dem Jahr 1968 ist in weiten Teilen ein autobiografisches Projekt: Beide Elternteile waren überzeugte KommunistInnen, nach der Machtübernahme der NSDAP im Jahr 1933 musste die Familie Deutschland verlassen und emigrierte zunächst nach Frankreich und wenig später nach Moskau. Konrad Wolf besuchte dort wie sein zwei Jahre älterer Bruder Markus, der spätere langjährige Chef des Auslandsgeheimdienstes der DDR, die deutsche Karl-Liebknecht-Schule. Die gesamte Familie erwarb nach ihrer Ausbürgerung aus Nazi-Deutschland die sowjetische Staatsangehörigkeit. In seiner Moskauer Schulzeit kam Konrad Wolf auch erstmals mit dem sowjetischen Film in Berührung. Als Zehnjähriger spielte er 1936 eine Nebenrolle in dem Exilfilm „Borzy“ (Kämpfer) des Regisseurs Gustav von Wangenheim.

Nach dem Schulabschluss trat Wolf in die Rote Armee ein. Er wurde zwar einberufen, ging aber, wie er später betonte, durchaus freiwillig, um seinen Beitrag im „Großen Vaterländischen Krieg“ zu leisten – und er betrachtete sich Zeit seines Lebens ebenso als Russe wie als Deutscher. Wolf wurde der Politabteilung der 47. Armee zugeteilt, die sich den Weg vom Kaukasus nach Berlin freikämpfte, und gehörte 1945 als Neunzehnjähriger zu den Truppen, die Berlin einnahmen. Im April 1945 war er für kurze Zeit der erste sowjetische Stadtkommandant von Bernau bei Berlin. Während dieser Zeit führte er Tagebuchaufzeichnungen, die später zur Grundlage des Films „Ich war neunzehn“ wurden. Nach Kriegsende war Wolf für einige Jahre für die Sowjetische Militäradministration in Wittenberg und Halle an der Saale tätig, bevor er nach Moskau zurückkehrte, um von 1949 bis 1954 an der Moskauer Filmhochschule Filmregie zu studieren. Danach arbeitete er als Re-

gisseur bei der DEFA, der staatlichen Film-Produktionsanstalt der DDR.

Mosaikartiger Kriegsfilm

Den Plan, einen Film über seine Kriegserlebnisse bzw. den Zweiten Weltkrieg zu drehen (Arbeitstitel: Heimkehr 45), entstand schon lange, bevor er 1968 verwirklicht wurde. So wollte Konrad Wolf im Jahr 1961 Christa Wolfs „Moskauer Novelle“ verfilmen, 1964 arbeitete er erneut mit Christa Wolf und



deren Ehemann, dem Dramaturgen Gerhard Wolf (beide weder verwandt noch verschwägert, aber gut befreundet mit Konrad Wolf) an einem Heimkehrer-Film aus dem Moskauer Exil, aber beide Projekte zerschlugen sich. Konrad Wolf verfolgte das Projekt aber weiter und diskutierte es auch immer wieder mit Freunden und Kollegen – auch solchen, die das Kriegsende aus deutscher Perspektive wahrgenommen haben: mit Gerhard Wolf, mit dem Drehbuchautor Wolfgang Kohlhaase, mit dem er hier zum ersten Mal zusammenarbeitete, und dem Kameramann Werner Bergmann. Kohlhaase etwa war als Kindersoldat in den letzten Kriegstagen von den Nazis noch verpflichtet worden, das Deutsche Reich mit der Waffe in der Hand gegen die anrückende Rote Armee zu verteidigen. Auch diese Diskussionen führten dazu, dass Wolf den Film vielstimmiger gestaltete und er auch Figuren einführte, die als Deutsche nicht dem Klischeebild des bösen Nazis entsprachen, so etwa ein deutscher Sol-

dat, der durch eine Kriegsverletzung erblindet war und der der Erinnerung von Werner Bergmann, und nicht jener von Konrad Wolf selbst, entstammte. In diesen Elementen geht der Film über ein rein autobiografisch-dokumentarisches Projekt hinaus, auch wenn der überwiegende Anteil der Szenen des Drehbuchs, das Wolfgang Kohlhaase und Konrad Wolf gemeinsam in einem längeren Prozess erarbeiteten, Wolfs Erinnerungen bzw. seinem unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebens geschriebenen Kriegstagebuch entstammte. Er war allerdings von Anfang an als Spielfilm und nicht als Dokumentarfilm konzipiert.

Kohlhaase und Wolf waren sich in zwei wichtigen Aspekten des Films einig, nämlich einerseits darin, den fragmentierten und episodenhaften Stil des Tagebuchs beizubehalten und dem Thema keine klassische Spielfilmnarration aufzuzwingen, und andererseits darin, konsequent darauf zu verzichten, das Genre „Kriegsfilm“ mit den dafür typischen Heroisierungen zu bedienen. So läuft der Film nicht auf einen einzigen Höhepunkt zu, sondern besteht aus kleinen, in sich geschlossenen dramaturgischen Einheiten, die zusammengenommen ein um Wahrhaftigkeit bemühtes Bild der Zeit geben. Das Klischee vom strahlenden Sieger wurde ebenso wenig bedient wie das vom glücklichen Befreiten. Eindrücke von verschiedenen Personen, vom deutschen Angriffskrieg gegen die Sowjetunion, von deutschen Kriegsverbrechen wie der Nazi-Strategie der „verbrannten Erde“, dem Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen oder aber auch von der Verfolgung der deutschen Antifaschisten sowie von Flucht und Vertreibung setzen sich mosaikartig zusammen, triumphalistische Episoden kommen nicht vor.

Jugendliches Alter Ego

Im Bemühen um eine höhere dramaturgische Ernsthaftigkeit wurden einzelne Ereignisse Wolfs auch verändert. So hatte seine Einheit in Bernau eine alte Frau gerettet, die sich aus Angst vor den Russen mit Gas das Leben nehmen wollte. Im Film wurde sie nicht gerettet, was Wolf mit den Worten kommentierte: „Wir können nicht die Russen kommen und den Deutschen dann gleich etwas Gutes tun lassen“ – das war ihm zu platt.

Gleichzeitig wurde die Szene so zu einer Anspielung auf die Massenselbstmorde von fanatisierten, antikommunistisch-rassistischen Nazi-Mitläufern, wie es am Ende des nationalsozialistischen Regimes beispielsweise in Demmin in Mecklenburg gegeben hat; eine Episode, von der Wolf allerdings nur aus zweiter Hand Kenntnis hatte.

Der Film ist auch insofern von der direkten Augenzeugenschaft getrennt, als er 23 Jahre nach den tatsächlichen Ereignissen geschrieben und gedreht wurde und somit gleichzeitig den Blick des jugendlichen Konrad Wolf auf den Krieg und des erwachsenen Konrad Wolf auf sein jugendliches Alter Ego repräsentiert. Dies spielte etwa bei der Darstellung der Befreiung des KZ Sachsenhausen eine wichtige Rolle. Für Wolf kam es nicht in Frage, die Überlebenden durch „200 magenranke“, also möglichst dünne Statisten darzustellen. Um den realen Opfern der Konzentrationslager durch eine künstliche Darstellung nicht ihre Würde zu nehmen, finden Wolf und Kohlhaase dann die Lösung, das Lager nur völlig leer und ruhig zu zeigen. Im gesamten Film folgt Wolf übrigens seiner Erinnerung, dass „der Krieg die meiste Zeit still“ ist.

Die Authentizität des Grauens zeigte Konrad Wolf auf andere Weise: Durch die Einfügung einer zeitgenössischen Dokumentarfilmszene, die aus der im Jahr 1946 entstandenen DEFA-Dokumentation „Todeslager Sachsenhausen“ (Regie: Richard Brandt) stammte, und in der ein KZ-Henker detailliert erzählte, wie die Prozedur der Hinrichtungen ablief. Vermutlich hätte keine fikionalisierte Szene so nachdrücklich belegen können, dass das Töten von den Nationalsozialisten zu einer Art Fabrikaktion, zum funktional-mechanischen Vorgang gemacht worden war.

Deutscher Filmkanon

Was den formalen Stil von „Ich war neunzehn“ betrifft, orientierten sich Wolf und sein Kameramann Werner Bergmann am Stil von Filmen aus der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, etwa an Arbeiten des italienischen Neorealismus wie „Rom, offene Stadt“ (Roma, città aperta, 1945 oder „Paisà“ (1946), beide von Roberto Rossellini, aber auch an Michail Kalatosows „Die Kraniche ziehen“, einen sowjetischen Antikriegsfilm aus dem Jahr 1957, und Alain Resnais Dokumentarfilm „Nuit et brouillard“ (Nacht und Nebel, Frankreich 1955). Wie die meisten Filme von

Konrad Wolf ist er in Schwarz-Weiß gehalten. Wolf legte auch Wert darauf, die Kameraführung des Films nicht so expressionistisch zu gestalten, wie er es in anderen seiner Filme durchaus gemacht hat, sondern so, wie „ein Kriegsberichterstatter unter den Bedingungen des Krieges“ hätte filmen können.

Die Hauptrolle des Gregor Hecker, im Film das Alter Ego Konrad Wolfs, besetzte er mit dem damals blutjungen Schauspielstudenten Jaecki Schwarz, für den es sein erstes Filmprojekt war – er besaß die von Wolf für die Rolle gewünschte naive, fast staunende Ausstrahlung. Schwarz feierte mit dieser Rolle seinen Durchbruch. Die sowjetischen Soldaten wurden von Schauspielern und Statisten aus der Sowjetunion dargestellt, die wenigen deutschen Rollen von Schauspielern aus der DDR. Der Film war lange Zeit einer der ganz wenigen DEFA-Filme, die zum deutschen „Film-

kanon“ zählten. Mittlerweile ist dieser jedoch um einige DEFA-Filme erweitert worden. Konrad Wolf, der neben seiner Tätigkeit als Regisseur von 1965 bis zu seinem frühen Krebstod 1982 auch Präsident der Akademie der Künste der DDR war, hat das Ende der DDR und den unwürdigen ideologischen Streit um das Erbe der DEFA nach 1990 nicht mehr miterlebt. Heute zählt er auch international zu den wichtigsten deutschen Filmregisseuren des 20. Jahrhunderts.

Literatur:

Frank Stern: *Projektionen durch den „Eisernen Vorhang“. Faschismus, Krieg und Humanismus. „Ich war neunzehn. DDR 1968“*, in: Barbara Eichinger (Hg.): *Film im Sozialismus – die DEFA*. Wien 2009, S. 48–62.

Antje Vollmer/Hans-Eckardt Wenzel: *Konrad Wolf. Chronist im Zeitalter der Extreme*. Berlin 2019.

Walter Winterberg (1924–2022)

Am 17. März 2022 starb unser Vereinsmitglied Walter Winterberg im 99. Lebensjahr. Geboren am 25. Jänner 1924 in Wien, wuchs Winterberg in einer sozialdemokratischen Familie auf. Schon in der Volksschule besuchte er statt des Religionsunterrichts den Freidenker-Unterricht und war Mitglied bei den Kinderfreunden. Die Mittelschule absolvierte er in den Jahren der austrofaschistischen und nationalsozialistischen Diktatur. Nach der Matura im Jahr 1942 wurde Walter zum Luftschutzdienst zwangsverpflichtet. Ende 1943 versuchte er mit einem Freund in die Schweiz zu gelangen, um sich der Résistance in Frankreich anzuschließen, wurde aber von der Grenzpolizei entdeckt und verhaftet. Die Gestapo transportierte ihn darauf ins Auffanglager Reichenau (bei Innsbruck). Anfang Mai 1944 wurde er ins Konzentrationslager Buchenwald überstellt, wo er sich der illegalen Lagerorganisation der Kommunisten anschloss. Ein Onkel von ihm wurde als Kommunist von den Nazis umgebracht.

Nach der Befreiung im April 1945 kehrte Walter Winterberg nach Wien zurück und trat – wie viele andere KommunistInnen auch – in den Polizeidienst ein, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1989 als Kriminalbeamter (zuletzt Oberstleutnant) tätig

war. Neben seinem Beruf absolvierte er ein Dolmetschstudium an der Universität Wien. Politisch war er bis zuletzt in der KPÖ aktiv, u.a. als Mitglied der Bezirksleitung der KPÖ Wien-Liesing. Walter Winterberg war ein gefragter Zeitzeuge in Schulen, wo er seine Erfahrungen und sein historisches Wissen an Jugendliche vermittelte. Bei einem Symposium der *Alfred Klahr Gesellschaft* im Jahr 2005 referierte er über das Thema

„Kommunisten in der Wiener Polizei“. In den letzten Jahren verfasste Winterberg mehrere Bücher über das aktuelle politische Geschehen, in denen er Artikel, Kommentare, Referate und Briefe veröffentlichte („Gedanken zum Antikommunismus“ 2009, „Schwimmen gegen den Strom“ 2012 und „Politische Analysen eines Zeitzeugen“ 2017). Im aktuellen Jahrbuch des *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* erscheint ein Auszug aus einem von Walter Winterberg verfassten Erinnerungsmanuskript.



Umkämpfte Erinnerung in der Alpen-Adria-Region

MICHAEL HOLLOGSCHWANDTNER

Ein Symposium mit dem Titel „iNo pasarán! – Umkämpfte Erinnerung“ widmete sich am 14. und 15. Mai 2022 Geschichtspolitik, Revisionismen und antifaschistischem Widerstand in der Alpen-Adria-Region. Organisiert vom Interregionalen Forum der Europäischen Linkspartei (EL) mit Unterstützung des pan-europäischen Think-Tanks *transform! europe* kamen im Klagenfurter Volkshaus/Ljudski dom erinnerungspolitische AkteurInnen aus Wissenschaft, Kunst, Politik sowie zivilgesellschaftliche Initiativen aus Italien, Kroatien, Österreich und Slowenien zusammen. Die Auseinandersetzung mit dem historischen Antifaschismus in der Region sollte als Ausgangspunkt dienen, die internationale Vernetzung zu stärken, um geschichtsrevisionistischen Bestrebungen auf nationaler wie europäischer Ebene effektiv entgegentreten zu können.

Slowenien

Zunächst referierte die Musikwissenschaftlerin und Anthropologin Ana Hofmann (Universität Ljubljana) über aktivistisches Erinnern an den jugoslawischen, antifaschistischen Widerstand in Slowenien. Am Beispiel des slowenischen Frauenchors *Komitat* diskutierte sie Formen, Möglichkeiten und Grenzen aktivistischer Erinnerungspraktiken, die sich gegen die hegemoniale Geschichtspolitik richten. Hofmann stellte fest, dass in Folge der Wirtschafts- und Finanzkrise 2008, den Migrationsbewegungen 2015 und der darauffolgenden weiteren Zunahme von strukturellem Rassismus und Rechtsextremismus in den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens auch die Anzahl antifaschistischer Gruppen stieg, darunter eine Reihe linker Chöre. Einer davon ist der in Ljubljana gegründete Chor *Komitat*, dessen Mitglieder ihren „singenden Aktivismus“ insbesondere als Reaktion auf die revisionistische Darstellung des historischen antifaschistischen Widerstands in der slowenischen Politik und Öffentlichkeit verstehen. Im „neuen offiziellen Antifaschismus“, so Hofmann, ist der antifaschistische Widerstand „von jeglichen ideologischen Elementen gereinigt und nationalisiert.“ Dem gegenüber ist es das Ziel der Chor-Mitglieder, das sozialistische und internationalistische Erbe der PartisanInnenbewegung und seiner Potenziale wie-

derzubeleben. Durch den Inhalt der Lieder selbst, aber auch durch die Auseinandersetzung mit dem Kontext ihrer Entstehung und Verbreitung dienen ihre künstlerischen Interventionen als „historische Lehrstunde“ und stellen damit eine alternative Form der Wissensweitergabe dar. Die Chöre zeichnen sich insbesondere durch Selbstorganisation, offene Partizipation sowie durch eine starke affektive Dimension ihres Aktivismus aus. Dadurch, so Hofmann, stärken die Chöre das Bewusstsein der jeweils eigenen politischen Handlungsfähigkeit ihrer Mitglieder. Ein Bewusstsein, das im vorherrschenden Klima „politischer Erschöpfung“, bedingt durch persönliche und ökonomische Unsicherheit und die fehlende konkrete Aussicht auf eine bessere Zukunft stark gelitten hat. Diese Form des „radikalen Amateurismus“ („radical amateurism“) ist darüber hinaus besser vereinbar mit den psychischen und physischen Anstrengungen der Arbeitswelt als andere Formen politischen Aktivismus, da das gemeinsame Singen eine Form von Muße darstellt. Dieses ist inklusiv, denn weder ist ein bestimmtes Ausmaß an Gesangsfähigkeit Voraussetzung, noch wird ein bestimmtes Equipment benötigt – lediglich die eigene Stimme und der eigene Körper. Hofmann bezeichnet den Aktivismus der Chöre als ein Beispiel für „Mikro-Antifaschismus“. Dessen Mitglieder interpretieren Antifaschismus als ein offenes Konzept, das entsprechend der globalen Dimension des Kapitalismus mit globalen Kämpfen um Rechte und Gleichheit zusammengebracht werden muss. Damit befinden sie sich in Übereinstimmung mit dem historischen Antifaschismus, der offen war für unterschiedliche ethnische Erfahrungen und Koalitionen anstrebte. Doch mit dieser Bezeichnung möchte Hofmann auch auf die Grenzen dieses Aktivismus aufzeigen, welcher für sich genommen nicht in der Lage ist, seine Inhalte in den gesellschaftlichen Mainstream einfließen zu lassen und strukturelle Veränderungen in der Gesellschaft herbeizuführen.

Kroatien

Die kroatische Aktivistin und Autorin Milena Ostojić gab eine Einführung zu Erinnerungspolitik und liberalem Revisionismus in Kroatien. Sie zeichnete

nach, wie sich in Kroatien nach dem Zerfall Jugoslawiens die Geschichtsdeutung der konservativen *Kroatischen Demokratischen Union* (HDZ) und insbesondere des ersten Präsidenten Franjo Tuđman durchsetzte: Antifaschismus wurde als Grundlage des neuen Staates und als solches auch in der Verfassung verankert, jedoch unter dem Paradigma der „nationalen Versöhnung“ aller KroatInnen. Faschistische Ustascha wie antifaschistische PartisanInnen hätten letztlich jeweils auf ihre Art für die „kroatische Sache“ gekämpft. In der (symbol-)politischen Praxis bedeutete dies jedoch ein Zurückdrängen des Gedenkens an den antifaschistischen Kampf zugunsten der Symbole des Ustascha-Regimes. Diese Geschichtspolitik manifestierte sich insbesondere im öffentlichen Umgang mit dem ehemaligen KZ Jasenovac,¹ das mit dem angeblich von PartisanInnen begangenen „Massaker von Bleiburg“ im Mai 1945 gleichgesetzt wurde. Den Totalitarismus-ProponentInnen der HDZ stehen insbesondere SozialdemokratInnen und Liberale gegenüber, bei denen Antifaschismus als unpolitisch dargestellt wird. Ihr Verständnis von Antifaschismus bleibt dementsprechend auf Geschichtspolitik beschränkt, ein Bezug zu aktuellen Ereignissen oder Strukturen, wie etwa auf die Brutalität gegen MigrantInnen an den europäischen, also auch kroatischen, Außengrenzen, wird nicht hergestellt, so Ostojić. Einer antifaschistischen Erinnerungspolitik müsste es demgegenüber nicht nur darum gehen, „wer die bessere Geschichte erzählt“, sondern den historischen Antifaschismus mit aktuellen Kämpfen zu verbinden. Geschichtspolitik sollte nicht primär dazu dienen, einen bestimmten Ausschnitt der Vergangenheit im Bewusstsein zu halten, sondern eine bessere Zukunft zu schaffen.

Foibe

Der Triestiner Aktivist und Geschichtslehrer Piero Purich diskutierte die italienisch-slowenischen Widersprüche im historischen Widerstand. Diese Widersprüche entzündeten sich, so Purich, insbesondere an den als Foibe bekannt gewordenen Morden in der Region Julisch Venetien² in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Nach der Befreiung war die gesamte Region für mehrere Wochen unter jugoslawischer Kontrolle.



Die TeilnehmerInnen des Symposiums „¡No pasarán! – Umkämpfte Erinnerung“ am 14. und 15. Mai 2022 in Klagenfurt/Celovec

Während dieser Zeit wurden deutsche und italienische Soldaten sowie Mitglieder des italienischen Kollaborationsregimes festgenommen und in Kriegsgefangenenlager interniert, ebenso wurden faschistische Amtsträger und Polizeiangehörige verhaftet. Hierbei wurden nicht nur Todesurteile verhängt, und viele der Inhaftierten überlebten die (hygienischen) Bedingungen der Haft nicht. Auch wurden persönliche Racheakte verübt. Einige der Ermordeten wurden in tiefe, vertikale Karsthöhlen geworfen – den Foibe. Die Anzahl dieser Opfer persönlicher Rache kann, so Purich, mit 1.200 bis 1.800 beziffert werden. Die italienische Rechte versucht, die Foibe als Genozid darzustellen, dessen Opfer ermordet wurden, weil sie ItalienerInnen waren, als Opfer slawischer bzw. kommunistischer Barbarei. Zur Untermauerung dieser Darstellung werden die Opferzahlen der Foibe-Morde vervielfacht, sodass teilweise von tausenden, 10.000 oder gar 50.000 Toten gesprochen wird. Revisionistische Bestrebungen um die Foibe-Morde blieben über Jahrzehnte auf die lokale Ebene beschränkt, insbesondere auf Triest. Auf nationaler Ebene stand zu viel auf dem Spiel, um die „Pandoras Box“ zu öffnen, etwa die italienische Version der Opferthese – der Mythos vom „guten Italiener“ („bravo italiano“), der aufgrund seiner Gutmütigkeit im Gegensatz zum „bösen Deutschen“ („cattivo tedesco“) nicht in der Lage wäre, Kriegsverbrechen zu begehen –, die guten Beziehungen zwischen Jugoslawien und Italien bzw. jene der kommunistischen Parteien beider Staaten.³ Im Zuge der weitreichenden politischen Veränderungen in den 1990er Jahren erhielten die Foibe in Italien bislang ungeahnte Aufmerksamkeit. Sie wurden

zum Gradmesser für das Vordringen geschichtsrevisionistischer Bestrebungen in den politischen Mainstream. Dieses Vordringen erhielt mit der Einführung eines eigenen Gedenktags im Jahr 2004, des „Tages der Erinnerung“ („Giorno del ricordo“), eine neue Dimension. Dadurch soll das Gedenken an die „Opfer der Foibe, an den Exodus derjenigen, die in Istrien, Fiume und Dalmatien im Zweiten Weltkrieg ihre Heimat verloren haben und an die komplexeren Ereignisse an der italienischen Ostgrenze“⁴ wachgehalten werden. Das entsprechende Gesetz, welches auf die Initiative des Triestiner Abgeordneten Roberto Menia von der rechtsextremen *Alleanza Nazionale* zurückgeht, wurde mit großer Mehrheit, auch mit den Stimmen der sozialdemokratischen Partito Democratico und der Grünen verabschiedet. Lediglich die kommunistischen Abgeordneten stimmten dagegen.

Während die extreme Rechte – wie etwa der damalige Innenminister und stellvertretende Ministerpräsident Matteo Salvini von der *Lega* – auch vor Gleichsetzungen mit Auschwitz nicht zurückschreckt, sprechen PolitikerInnen beinahe über alle Parteigrenzen hinweg, darunter selbst höchste staatliche RepräsentantInnen, im Kontext der Foibe-Morde von „Rassenhass“ und „ethnischer Säuberung“. So etwa der sozialdemokratische Staatspräsident Sergio Mattarella oder dessen Vorgänger Giorgio Napolitano, der sogar „slawische Annexionspläne“ in den Morden erkannt haben will. Dies führt alljährlich um den Gedenktag zu diplomatischen Spannungen zwischen Italien auf der einen und Kroatien und Slowenien auf der anderen Seite. So warf der damalige kroatische Präsident Stjepan Mesić Napolitano

Rassismus, Geschichtsrevisionismus und Revanchismus vor.⁵

Kärnten/Koroška

Der Kulturanthropologe Klaus Schönberger (Universität Klagenfurt) referierte zu antagonistischen Erinnerungskonflikten in Kärnten/Koroška und stellte dazu neun Thesen zur Diskussion: (1.) Die österreichische Opferthese als hegemoniales Geschichtsnarrativ wurde in Kärnten/Koroška auch über die „Waldheim-Affäre“ hinaus fortgeschrieben und erfuhr bis in die frühen 2000er Jahre eine Radikalisierung. (2.) Die kurz nach 1945 einsetzende Opfer-Täter-Umkehr wurde in Kärnten/Koroška insbesondere durch das ÖVP-Organ *Volkszeitung* vorangetrieben und beinhaltete die Vorstellung einer „Fortsetzung des ‚Abwehrkampfes‘“. Der Widerstand der PartisanInnen wurde umcodiert als revanchistischer Kampf, der das Ziel verfolgte, das Plebiszit von 1920 rückgängig zu machen. (3.) Die Opfer-Täter-Umkehr ging einher mit der „Aufblähung des Kärntner Widerstands“. Dies beinhaltete die Behauptung, die Unterdrückung der Kärntner SlowenInnen durch das NS-Regime habe in Kärnten/Koroška einen Meinungsumschwung in der Bevölkerung zugunsten der unterdrückten Minderheit ausgelöst, die sich fortan mit den Kärntner SlowenInnen solidarisiert habe. (4.) Es erfolgte eine Renazifizierung im Kärnten der 1950er Jahre, die ihren vorläufigen Höhepunkt im Pogrom-artigen „Ortstafelsturm“ von 1972 erreichte. (5.) Die Renazifizierung beinhaltete eine minderheitenfeindliche und deutschnationale Politik, die sich gegen jede Form von Bi- bzw. Multilingualismus richtete. Diese Politik wurde über die Parteigrenzen hinweg mitgetragen, von der FPÖ

ebenso wie von der SPÖ, und fand ihren Ausdruck etwa in der Involvierung des Österreichischen Bundesheeres in das alljährliche Ulrichsberg-Gedenken und der Kooperation staatlicher Organe mit revisionistisch-revanchistischen Traditionsverbänden anlässlich der Feiern zum 10. Oktober, dem Jahrestag der Volksabstimmung in Südkärnten 1920. (6.) Diese Entwicklungen vollzogen sich auch vor dem Hintergrund des weit verbreiteten Antikommunismus im Kalten Krieg, wenngleich in Kärnten/Koroška auch nach dessen Ende kein „antifaschistischer Konsens“ hegemonial wurde. Die Fortsetzung der „Amnesie“ der eigenen Involvierung in das NS-Regime wurde durch die Kärntner Landesregierung unter Jörg Haider gefördert, sodass dauerhafte Änderungen im hegemonialen Geschichtsbild erst in Folge der Landtagswahlen 2013 erreicht werden konnten, bei der das FPK (Die Freiheitlichen in Kärnten) um rund 28 Prozentpunkte einbrach und die SPÖ mit Peter Kaiser den Landeshauptmann stellte. (7.) Ein weiteres Kärntner Spezifikum stellt das Ausmaß der Involvierung der „Kärntner Wissenschaft“ in die Aufrechterhaltung der hegemonialen Geschichtspolitik dar. Dabei wurde das Kärntner Landesarchiv „zum ideologischen Garant für den Kärntner Konsens“, von wo aus etwa HistorikerInnen der Universität Klagenfurt attackiert und systematisch unterminiert wurden. Den ProponentInnen des Kärntner Landesarchivs gelang es durchzusetzen, dass am Historischen Institut der Universität Klagenfurt nach dem Tod von Karl Stuhlpfarrer 2009 keine Forschungen zu regionalgeschichtlichen Themen mehr betrieben wurden. (8.) Das Gedenken an den 10. Oktober erfüllte eine Abwehrfunktion. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Involviertheit in die Verbrechen des NS-Regimes und dessen militärische Niederlage konnte so vermieden werden. Entsprechende (Um-) Benennungen öffentlicher Räume sind als Teil einer Strategie zu begreifen, die Auseinandersetzung mit dem NS-Regime zu überschreiben und den eigenen Opferstatus zu perpetuieren. (9.) Schönberger stellt dem „dialogischen Erinnern“, wie es im 2018 veröffentlichten „Alpen-Adria Manifest“ von einer Gruppe um Werner Wintersteiner, dem Gründer des *Zentrums für Friedensforschung und Friedensbildung* an der Universität Klagenfurt, vorgeschlagen wurde,⁶ ein „emanzipatorisches Erinnern“ gegenüber. Schönberger kritisiert, dass kein gemeinsamer Grundkonsens besteht, von

dem aus ein solches dialogisches Erinnern zwischen den ProponentInnen und KritikerInnen des revisionistischen Deutsch-Kärntner-Geschichtsbildes geführt werden könnte. Der fundamentale Unterschied zwischen den Verbrechen des NS-Regimes und antifaschistischer Gegen-Gewalt stellt ein Apriori jeder demokratischen Geschichtspolitik dar und darf auch in einem „Dialog“ nicht verwischt werden. Als Alternative schlägt Schönberger ein „emanzipatorisches Gedenken“ vor, in welchem die Kritik an der hegemonialen Geschichtspolitik beibehalten wird, gleichzeitig jedoch eine selbstkritische Reflexion der von AntifaschistInnen ausgeübten Gewalt erfolgt.

Musikalisch umrahmt von Piero Purich am Saxophon und dem slowenischen Rapper Darko Nikolovski wurden am zweiten Tag des Symposiums von den Teilnehmenden eine Reihe von konkreten Vorschlägen zu einer vertiefenden Kooperation der vielfältigen geschichtspolitischen Initiativen in der Region entwickelt.

Anmerkungen:

1/ Jasenovac an der kroatisch-bosnischen Grenze war eine Kombination aus Arbeits- und Todeslager, in dem von August 1941 bis April 1945 bis zu 100.000 Serbinnen und Serben, Romnja und Roma, Jüdinnen und Juden sowie politische Gefangene ermordet wurden. Es handelte sich um das größte vom Ustascha-Regime selbstständig betriebene Todeslager. Vgl. Ljiljana Radonić: *Krieg um die Erinnerung. Kroatische Vergangenheitspolitik zwischen Revisionismus und europäischen Standards*. Frankfurt/Main u.a.: Campus-Verlag 2010, S. 92–95.

2/ Das Gebiet Julisch Venetien umfasst die italienischen Städte Triest und Gorizia (Görz), welche Teil der italienischen autonomen Region Friaul-Julisch Venetien (Friuli Venezia Giulia) sind, die Halbinsel Istrien, die kroatische Stadt Rijeka (Fiume) und den nördlichen Teil von Dalmatien.

3/ Die italienische kommunistische Partei PCI war von 1946 bis in die 1990er Jahre mit 20 bis 35 Prozent durchgängig die zweitstärkste Kraft im Parlament. Wenngleich die anderen Parteien, allen voran die konservative *Democrazia Cristiana* (DC) verhinderten, dass die PCI an der Regierung beteiligt wurde, war sie über Jahrzehnte ein einflussreicher politischer Faktor.

4/ *Giorno del ricordo in memoria delle vittime delle foibe, dell'esodo giuliano-dalmata, delle vicende del confine orientale e concessione di un riconoscimento ai congiunti degli infoibati*, in: *Gazzetta Ufficiale*, 86/145, 13.4.2004, S. 4–6, hier S. 4.

5/ *La Repubblica*, 11.2.2007, 13.2.2007, 10.2.2016 und 9.2.2018.

6/ Werner Wintersteiner (Red.): *Alpen-Adria Manifest. 1918–2018. Oktober 2018*, S. 9, <https://zso.slo.at/de/home-2/publikationen> [4.6.2022].

Stefan Wedrac: Die Brauerei Zipf im Nationalsozialismus. Ein österreichisches Brauunternehmen zwischen V2-Rüstungsbetrieb, KZ-Außenlager und NS-Kriegswirtschaft. Wien, Köln: Böhlau-Verlag 2021, 288 S., 32,99 Euro

Der Titel dieser Neuerscheinung über die Brauerei Zipf fokussiert die Aufmerksamkeit potenzieller LeserInnen auf die Themen Rüstungsbetrieb, KZ-Außenlager und NS-Kriegswirtschaft, die aber nur ein gutes Drittel des Werkes beanspruchen. Der überwiegende Teil des Buches ist der Industriegeschichte der österreichischen Brauindustrie im Allgemeinen und der oberösterreichischen Brauerei Zipf im Besonderen gewidmet. Das relativiert den im Titel angedeuteten Schwerpunkt, hinter dem sich aber eine auch auf den weiteren fast 200 Seiten interessante zeitgeschichtliche Arbeit verbirgt.

Der Autor schlägt einen großen Bogen: Er behandelt im ersten Teil die Entwicklung der österreichischen Brauindustrie von den Anfängen bis 1914, einschließlich jener der Brauerei Zipf. Im zweiten Teil beschäftigt sich Wedrac mit der österreichischen Brauindustrie und der Zipfer Brauerei vom Ersten Weltkrieg über die Erste Republik und den Ständestaat bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten. Der titelgebende dritte Teil behandelt auf rund 100 Seiten die Brauerei Zipf und die Brauindustrie im Nationalsozialismus, und der abschließende Teil zeichnet die Entwicklung nach 1945 bis zur Fusion der Zipfer Brauerei mit der Brau AG im Jahr 1970 nach. In einem Nachwort findet der Autor schließlich kritische Worte zum Umgang der Brauerei Zipf mit ihrer Geschichte in den Jahren nach 1945.

Die einleitende Darstellung des Aufstiegs der „Brauoligarchen“ Mautner, Kuffner, Reininghaus & Co und deren ungeachtet ihrer Konkurrenz zunehmende Vernetzung und Kartellierung im „Schutzverband alpenländischer Brauereien“ (S. 35ff.), die schließlich schon in den 1920er Jahren zu einer weitgehenden Verschmelzung einiger Brauereien in der Brau-AG führten, liest sich in ihrer Folgerichtigkeit wie ein Beispiel aus einem Lehrbuch marxistischer Kapitalismuskritik. Wedrac liefert hier ein spannendes Stück Anschauungsunterricht. Man erlebt das Entstehen der wechselseitigen Beteiligungen, die dann zur Kartellbildung und von Zeit zu Zeit zu einem wechselseitigen Abtausch von beschwerlich erreichbaren Absatzgebieten

gegen geographisch naheliegendere Kunden führen. Daran hat auch die NS-Zeit wenig geändert.

Die Erforschung der NS-Vergangenheit österreichischer Firmen ist schon seit Jahren en vogue (Strabag 1998, VÖEST 2001, diverse Kraftwerksbetriebe wie Kaprun oder Ennskraftwerke 2002/03, Creditanstalt 2005 u.v.a.). Der Druck der Öffentlichkeit und auch des Marktes auf Unternehmen, sich ihrer Vergangenheit zu stellen, ist – nach dem Aussterben der betroffenen Generationen – wohl ein größerer geworden, und bewirkte eine Änderung einer ehemals eher defensiven Haltung.

Dabei hat die Brauerei Zipf per se – wie Wedracs Arbeit zeigt – für damalige Verhältnisse relativ wenig zu verbergen. Die meisten Zwangsarbeiter waren für sie schon im Ersten Weltkrieg tätig geworden, als 100 russische Kriegsgefangene aus dem Lager Marchtrenk als Ersatz für in die österreichischen-ungarische Armee eingezogene Bedienstete herhalten mussten. Schon damals zeigte sich aber, dass die für die Brauerei benötigten Fachkräfte durch Zwangsarbeiter nicht ersetzt werden konnten, so dass diese ganz überwiegend im landwirtschaftlichen Betrieb der Brauerei arbeiteten. Für den Zweiten Weltkrieg ist belegt, dass insgesamt 38 kriegsgefangene Zwangsarbeiter aus Russland, Polen und Rumänien im landwirtschaftlichen Bereich tätig waren (S. 157f.). Ihr Anteil im Vergleich zu den übrigen Beschäftigten schwankte zwischen 27 (1943) und elf Prozent (1945). Als Ersatz für Fachmitarbeiter, die zum Militärdienst eingezogen worden waren, wurden hingegen Pensionisten reaktiviert.

Für den in den Braukellern einquartierten Rüstungsbetrieb war ein KZ-Außenlager in Redl-Zipf eingerichtet worden. Ob Häftlinge dieses Außenlagers auch in der Brauerei beschäftigt wurden, konnte der Autor nicht mit Sicherheit klären. Es gibt dafür jedenfalls keine Belege. Der Autor hält das für wenig plausibel, zumal die Häftlinge aus dem KZ fachlich für die Brauerei wohl ungeeignet waren und der landwirtschaftliche Betrieb durch Zwangsarbeiter aus anderen Ressourcen versorgt gewesen sein dürfte.

Der Rüstungsbetrieb war gegen den Widerstand der Brauereibesitzer in einem Teil ihrer Braukeller einquartiert, teils wurden für ihn zusätzliche Baulichkeiten geschaffen, zu deren Errichtung die Häftlinge des KZ Redl-Zipf herangezogen wurden. Der Grund für diese Einquartierung war der durch die Kriegssereignis-

se 1943/44 bedingte Rückzug frontnaher Rüstungsindustrie aus Peenemünde oder auch aus Wiener Neustadt in das vermeintlich bombensicherere Hinterland. In Zipf lag der Fokus auf der Testung von Brennkammern der neu entwickelten Rakete A4 (auch als V2 bekannt).

Das KZ Redl-Zipf lag zwar in Sichtweite der Brauerei, doch dort gab man sich bis in die 1980er Jahre hinein eher ahnungslos in der Frage, was in diesem Lager passiert war. Diese ist ein wesentlicher Aspekt, den der Autor im Nachwort des Buches behandelt, in dem er die jahrzehntelange Verdrängung der Ereignisse während der NS-Zeit kritisiert. So behauptete etwa der stellvertretende Direktor der Brauerei noch 1983 in einem TV-Interview, es sei „wissentlich“ in Zipf zumindest nach außen hin nicht erkennbar gewesen, dass jemals ein KZ-Häftling umgebracht worden sei. Hinzu kommt, dass bis in die 1980er Jahre Recherchen über die Brauerei und das Lager bzw. den Rüstungsbetrieb von der Gemeinde über die Bezirkshauptmannschaft bis hin zum Oberösterreichischen Landesarchiv erschwert und behindert wurden (S. 256). In Erinnerung ist noch eine TV-Dokumentation in den späten 1980er Jahren zu den Außenlagern des Konzentrationslagers Mauthausen, in der berichtet wurde, dass die Brauerei Zipf den Zutritt zum Brauereigelände für Filmaufnahmen der Bunker des ehemaligen Rüstungsbetriebs „Schlier“ verwehrt hatte. Der Autor zitiert in seinem Nachwort den Betriebsdirektor, wonach die Verantwortlichen seinerzeit der Biermarke nicht schaden hätten wollen.

Dass das Schicksal der Häftlinge jedoch nicht unbeobachtet geblieben ist, bestätigen Interviews von Personen, die in der Nachbarschaft gelebt haben und davon berichteten, wie das Erscheinen eines „Krematorium-Autos“ als Indiz für das Sterben im KZ angesehen wurde (S. 253ff.). Zwischen November 1944 und Kriegsende im April 1945 kamen 267 Häftlinge von insgesamt über 2.000 ums Leben, in der Regel durch die brutale Behandlung, die sie bei der Arbeit an den Bunkern des Rüstungswerkes erlitten haben. Eine Dunkelziffer gibt es hinsichtlich jener Häftlinge, die als nicht mehr arbeitsfähig abtransportiert und in der Folge entweder in Hartheim oder in Mauthausen ermordet wurden (S. 178ff., hier S. 184). Mittlerweile gibt es einen Gedenkverein ARGE Schlier, der zumindest einmal pro Jahr die alten Bunker auf dem Firmengelände der Brauerei besichtigen darf.

Die Errichtung einer Gedenktafel für das KZ wurde ebenfalls lange Zeit hintertrieben; 1985 wurde schließlich abseits vom eigentlichen Ort des Geschehens in der Nähe einer Kirche, aber immerhin auf einem Grundstück der Brauerei, ein erstes Denkmal errichtet, das seit 2014 zu einer jährlich begangenen Gedenkstätte mit Namenstafeln ausgebaut wurde (S. 253f.).

Von der wirtschaftlichen Agglomeration der Brau AG hielt sich die Brauerei Zipf bis Anfang der 1970er Jahre fern. Sie konkurrierte ab 1938 mit Stiegl-Salzburg und der Linzer Brauerei um die Belieferung neu entstandener Kantinen in militärischen Einrichtungen sowie beim Reichsarbeitsdienst und der SS, aber auch in Konzentrationslagern bzw. deren Außenlagern. Ein Atout im Ärmel schien dabei zunächst der Verwaltungsratsvorsitzende Werner Kaltenbrunner zu sein: ihn hatte man im Zuge der Umstellung auf nationalsozialistische Wirtschaftsverhältnisse („Reichsnährstand“) „geerbt“. Er war der Bruder von Ernst Kaltenbrunner, seinerseits hoher SS-Funktionär und 1943 Chef des Reichssicherheitshauptamtes. Der Versuch, mit dessen Hilfe mehr Kantinen als die Konkurrenz zu bekommen, ging aber krachend schief. Ernst Kaltenbrunner sprach zwar zunächst eine Empfehlung zugunsten der Brauerei Zipf aus, das Blatt wendete sich aber 1941 mit der Begründung, dass die Brauerei sich trotz zahlreicher Versicherungen nicht dazu hatte entschließen können, ihm einen namhaften Betrag für die SS zur Verfügung zu stellen. Er sei sich daher für eine derartige Protektion zu gut. Stiegl Salzburg und Linz seien, wenn es um SS-Kantinen gehe, weit spendabler gewesen, wobei von sechsstelligen Reichsmarkbeträgen die Rede war. Er empfahl den Zipfern doch in erster Linie „an die Volksgemeinschaft und ihre wegbereitenden Organisationen“ und nicht an die Dividenden zu denken (S. 150f.). Interessantes, wenngleich wenig Überraschendes zum Thema Korruption in Diktaturen.

Dennoch kam die Zipfer Brauerei ab 1943/44, also im zeitlichen Zusammenhang mit der Errichtung des Rüstungsbetriebes und des Außenlagers Redl-Zipf, durchaus auf ihre Rechnung. Ab September 1943 wurde überdies auch die Kantine im KZ Mauthausen beliefert. Allerdings gingen von einem Ausstoß von rund 180.000 Hektolitern im Braujahr 1943/44 nur 0,8 Prozent an SS-Einrichtungen. Es ging dabei wohl mehr um

unternehmensnützliche Beziehungspflege zur SS als um entscheidenden Profit.

Stefan Wedrac bedient aber auch noch andere Interessen: So findet sich in seinem Buch ein spannender Abriss der Geschichte der Entwicklung der deutschen Raketentechnik (S. 166ff.) von ihrem Erfinder Hermann Oberth (ursprünglich ein deutsch-rumänischer Mittelschullehrer in Hermannstadt) angefangen, über die Konzentrierung der Entwicklung in Peenemünde bis zur kriegsbedingten Verlegung von Forschung und Produktion der V2 ins vermeintlich bombensichere Hinterland bis zur Zipfer Explosionskatastrophe während eines Brennkammertests am 29. August 1944. Ihr fielen 29 Menschen, darunter die Tochter des Erfinders Ilse Oberth, zum Opfer. Für juristisch Interessierte hält Wedrac eine sehr lesenswerte Darstellung der NS-Wirtschaftsverfassung bereit, insbesondere betreffend die Implementierung des Arbeitsordnungsgesetzes, die vorgesehene Mitsprache der Parteiorganisation und deren Auswirkungen auf eine Aktiengesellschaft wie die Brauerei Zipf (S. 102ff. und 114ff.).

Damit seien nur die verschiedenen Richtungen angedeutet, aus denen sich der Autor seinem Gegenstand genähert und die einschlägigen Materialien im großen Umfang aufgearbeitet hat. Er hatte dazu auch – wie er im Nachwort verrät – familienbedingt eine besondere Beziehung. Sein Urgroßvater – seit den 1920er Jahren in der Brauerei beschäftigt – war schon früh illegaler Nazi und brachte es in der NS-Zeit in der Firma zum Betriebsobmann der Partei und darüber hinaus bis zum SA-Obertruppführer bzw. in der NSDAP zum Ortsgruppenleiter. Ein Linzer Volksgerichtsverfahren gegen den nach Kriegsende zunächst im US-amerikanischen Internierungslager Glasenbach Inhaftierten wurde schließlich eingestellt. Er galt als minderbelastet. Dessen Sohn, der Großvater des Autors, war Ferialpraktikant in der Brauerei, eine Zeitlang chemischer Hilfsarbeiter im Rüstungswerk und stand nach 1945 als einer der Zeitzeugen auch der Oral history zur Verfügung.

Das Buch von Wedrac wird von einem umfangreichen Endnotenapparat begleitet und von einem Literaturverzeichnis bzw. einem Verzeichnis der vom Autor benutzten Archive ergänzt. Mag der Text auch aufgrund der zahllosen statistischen Daten über Hektoliterausstöße manchmal etwas überfrachtet wirken, so bietet er insgesamt eine durchwegs fesselnde Lektüre, die allen, die historisch

und/oder juristisch an Industriegeschichte und an sonstiger Zeitgeschichte, aber auch an Aspekten der Gedenkgeschichte interessiert sind, wärmstens empfohlen werden kann.

RUDOLF MÜLLER

Elisa Frei/Martina Gugglberger/Alexandra Wachter (Hg.): Widerstand und Zivilcourage. Frauen in Oberösterreich gegen das NS-Regime 1938–1945. Linz: Oberösterreichisches Landesarchiv 2022, 132 S., 14,90 Euro

Gut Ding braucht Weile. Erstmals liegt nun eine wissenschaftliche fundierte Grundlagenarbeit über die Rolle von Frauen im Widerstand gegen das NS-Regime in Oberösterreich vor. Das von Elisa Frei, Martina Gugglberger und Alexandra Wachter verfasste Buch bildet gemeinsam mit dem geplanten Denkmal „Fünf vor 12. Unerhörter Widerstand“ den wissenschaftlichen und künstlerischen Rahmen, um den vielfältigen weiblichen Widerstand in Oberösterreich zu würdigen. Im Herbst dieses Jahres soll das von einer Jury gekürte Denkmal der Künstlerinnen Sabine Kern und Mariel Rodriguez am OK-Platz in Linz errichtet werden.

Dem vorliegenden Buch gelingt durch seine ansprechende Gestaltung ein rascher Einstieg ins Thema. Fotos und Briefe der darin porträtierten widerständigen Frauen berühren und überwinden die lange zeitliche Distanz zum Geschehen. Lange hat es gedauert, bis auch der von Frauen geleistete Widerstand als solcher anerkannt wurde. Bis in der 1960er Jahre galt ein recht enger Widerstandsbegriff, der sich auf den organisierten politischen und militärischen Widerstand konzentrierte und andere Formen weitgehend ignorierte. Die Betroffenen selbst schwiegen mangels Aufmerksamkeit, aber auch aus Scham im reaktionären Klima der Nachkriegszeit.

Erst in der 1970er und 1980er Jahren weitete sich der Blick, alternative Forschungsmethoden wie etwa Oral history führten Forschende auf die Spuren von widerständig handelnden Frauen. Das Buch „Der Himmel ist blau“ oder der Dokumentarfilm „Küchengespräche mit Rebellinnen“ verlieh Widerständlerinnen erstmals eine Stimme und ein Gesicht. Auch die akribische Dokumentationsarbeit des Arbeiterhistorikers Peter Kammerstätter brachte die Taten von Frauen ans Licht. Einen ebenso wichtigen Beitrag zur Sichtbarkeit leisten die zahlreichen Broschüren der KPÖ zum

Widerstand oberösterreichischer Kommunistinnen. Der Historikerin Martina Gugglberger gelang schließlich die Etablierung des Themas im universitären Diskurs und die Schwerpunktsetzung auf den Alltagsdissens, auf Zuwiderhandeln, Widersprechen und Hinterfragen und dem damit einhergehenden Risiko für so handelnde Frauen.

Das vom Oberösterreichischen Landesarchiv herausgegebene Buch kann allen empfohlen werden, die an einer kompakten Aufarbeitung des weiblichen Widerstands in Oberösterreich Interesse haben, die in die Lebensgeschichten von widerständigen Frauen eintauchen möchten und die sich von der Zivilcourage, dem Unrechtsbewusstsein und dem Wagemut dieser Frauen inspirieren lassen wollen.

GERLINDE GRÜNN

Rudolf Schönwald: Die Welt war ein Irrenhaus. Meine Lebensgeschichte. Nacherzählt von Erich Hackl. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2022, 304 S., 26 Euro

Die Lebensgeschichte des Wiener Künstlers Rudolf Schönwald ist eine außergewöhnliche, die es wert ist, aufgeschrieben zu werden, was genau genommen schon lange hätte geschehen müssen und nun endlich Dank keines Geringeren als Erich Hackl gelungen ist. Schönwald hat dem Schriftsteller in langen Interviews sein Leben erzählt. Daraus ist ein Lebensbericht entstanden, der vom Überleben im Zeitalter des deutschen Faschismus und von der Politisierung von Kunst in Zeiten ihrer Entpolitisierung erzählt. Das Buch setzt Hackls Leitmotiv, gegen das Entsorgen linker Geschichte in Zeiten der Rechtsdrift anzuschreiben, fulminant fort. Hackl hat für sein Lebensprojekt in Rudolf Schönwald einen kongenialen Partner gefunden, der mit seiner ehrlichen und undogmatisch linken Grundeinstellung seine Biografie mit all ihren Brüchen und Widersprüchen Preis gibt und dem dabei seine positive Lebenseinstellung nicht abhandengekommen ist.

Schönwald entstammte begüterten bürgerlichen Verhältnissen. Entfernte verwandtschaftliche Beziehungen bestanden zu den Pringsheims, einer wohlhabenden großbürgerlichen Familie, die Berühmtheit durch die Heirat von Thomas Mann mit Katia Pringsheim erlangte. Für den 1928 in Hamburg Geborenen hatte die Kindheit und Jugend allerdings trotz dieser kuriosen Verwandtschaftsverhältnisse wenig Aufmunterndes zu

bieten. Als Mensch jüdischer Herkunft erlebte er den ständigen Verfolgungsdruck der faschistischen Mordmaschine und der ihr anhängenden Bevölkerung. Seine Eltern, die dem schlesisch-wienerischen Kulturkreis entstammten, hatten sich in Hamburg angesiedelt, und so wuchs Rudolf mit seinem Bruder in Norddeutschland auf.

Im Alter von sechs Jahren kam er erstmals nach Österreich, weil sein konservativer und zum Katholizismus konvertierter Vater der Meinung war, der Austrofaschismus biete ausreichend Schutz vor dem deutschen Antisemitismus. Die Folgen dieser fatalen Fehleinschätzung bilden den ersten inhaltlichen Schwerpunkt des Buches. Zuerst in Salzburg, später in Wien, erlebte Schönwald den Antisemitismus nach dem „Anschluss“ Österreichs an Nazi-Deutschland im März 1938. Der Versuch der Mutter, den beiden Söhnen die Flucht nach England zu ermöglichen, wodurch die Familie noch einmal nach Hamburg kam, scheiterte am Kriegsausbruch, nachdem schon alle Visaangelegenheiten erledigt und die Schiffstickets gebucht waren.

Zurück in Wien, tauchten sie bei den Eltern des Vaters, der sich noch in Hamburg das Leben genommen hatte, ab 1940 unter. Dem Zugriff der Gestapo konnten sie sich eine Zeitlang entziehen, weil noch ein Verfahren beim Reichssippenamt anhängig war. Die „Nürnberger Rassegesetze“, die den Antisemitismus der Nazis justitiabel machen sollten, schufen entsprechend absurde Tatbestände, wonach eine christliche Mutter, die zum jüdischen Glauben konvertiert war, als geborene Nichtjüdin einen jüdischen Sohn zur Welt bringen konnte. Diese abstruse Konstellation traf auf Rudolf und seinen Bruder zu und Schönwalds Mutter versuchte wie viele Tausend andere Betroffene durch Bittgesuche für ihre Söhne einen Status zu erreichen, der sie vor der Deportation geschützt hätte. Als Anfang 1943 alle Gesuche abgelehnt wurden, flüchtete die Familien nach Budapest, weil die ungarische Regierung unter Horthy trotz ihres Bündnisses mit Hitler und ihrer antisemitischen Politik noch keine Juden in die Vernichtungslager, deren Existenz 1943 schon bekannt war, deportierte. Die Familie wurde in ein Lager bei Rics verschleppt. Im September 1943 wurde Rudolf aus dem Lager entlassen, weil die ungarische Gesetzgebung eine Entlassung von jugendlichen Lagerinsassen vorsah, sofern ein ungarischer Staatsbürger sich bereit erklärte, sie bei sich aufzunehmen. Seine

Mutter dagegen wurde wie die meisten Häftlinge aus Rics nach Auschwitz deportiert und überlebte den Terror der Nazis. Bewegend ist die Geschichte, wie sie einen Brief aus dem Deportationszug warf, den zufällig jemand fand, bei der Post aufgab und der ihren Kindern zugestellt wurde. Es war für zwei Jahre das letzte Lebenszeichen der Mutter. Erst 1945 sahen die Geschwister ihre Mutter in Wien wieder.

Im Sommer 1944 besetzten die Deutschen Ungarn. Es begann die Schreckensherrschaft der faschistischen Pfeilkreuzler, in deren Zuge 440.000 ungarische Jüdinnen und Juden in den deutschen Vernichtungslagern getötet wurden. Schönwald entkam dem Höllenschlund des deutschen Faschismus, weil er als Ausländer in Budapest auf keiner Deportationsliste stand und Bekannte ihn bei sich aufnahmen. Nach der Befreiung musste er an der Front Zwangsarbeit für die Rote Armee leisten, an der er fast zugrunde ging. In dieser katastrophischen Welt, die zunächst so gar nicht befreiend wirkte, und die er aus seinem jugendlichen Blickwinkel als Irrenhaus wahrnahm, wurde dann aber doch der Grundstock für seine weitere Entwicklung gelegt. Er entdeckte seine künstlerischen Talente und begann zu zeichnen. Und ein Bekannter machte ihm die marxistische Gesellschaftsanalyse zugänglich, die für Schönwald bedingt durch das eigene Erleben mit ihrer Forderung, mehr Gerechtigkeit in eine ungerechte Welt zu bringen, zur lebenslangen Handlungsmaxime wurde.

Schönwald berichtet über die Traumatisierungen des Jahres 1945 und erzählt seine Zeit als displaced person in Budapest nach Kriegsende, als er versuchte, ins Leben zurückzufinden. Dabei verdeutlicht er, wie auch im Budapester Elend die soziale Stufenleiter Bestand hatte, wo bitterer Hunger und unverschämter Überfluss herrschten. In Wien zurückgekehrt, schlug ihm der immer noch latente Antisemitismus entgegen. Als überlebender Jude war er unerwünscht, als Linker sowieso. Er gab seinem Lebenswunsch nach und beschloss, Künstler zu werden. Die Aufnahme an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt scheiterte im Herbst 1945, nicht zuletzt deshalb, weil er mit seinem antifaschistischen Plakatentwurf, der einen bluttriefenden Nazi über den Globus stapfend zeigte, vor der angebräunten Prüfungskommission auf keine Gegenliebe stieß. Über den Umweg der Maturaschule, wo er seinen Abschluss nachhol-



te, schaffte er schließlich die Aufnahme an die Akademie der Bildenden Künste.

Politisch hielt es Schönwald mit den Linken. Er freundete sich mit den Malern Georg Eisler und Fritz Martinz sowie dem Bildhauer Alfred Hrdlicka an, mit denen er ab 1955 eine Lithowerkstatt in Wien betrieb. Der Grafiker gehörte mit ihnen zu den Künstlern eines kritischen Realismus, die eine ungeschönte Darstellung der sozialen Verhältnisse forderten und das Politische in ihrer Kunst zum Ausdruck brachten, getreu seinem Lebensmotto: „Kunst, die nicht politisch ist, ist sinnlos!“ Schönwald berichtet von der Kommunistenthatsache nach der Niederschlagung der Oktoberstreiks im Jahr 1950, die für viele Linke den Verlust des Arbeitsplatzes und den Umzug nach Niederösterreich zur Folge hatte, weil sie dort von Betrieben, die unter sowjetischer Verwaltung standen, übernommen wurden. Der angehende Künstler wollte aus wirtschaftlichen Gründen nicht in die KPÖ eintreten, da sein Bruder als Bibliothekar im Amerikahaus arbeitete und sofort entlassen worden wäre. Ohne KPÖ-Parteibuch agierte Schönwald schon in den 1950er Jahren als freischwebender Linker. So konnte er es sich leisten, die spannende Lebensgeschichte des Renegaten Arthur Koestlers sich von ihm persönlich erzählen zu lassen oder über Georg Eisler Kontakt zu dessen Tante, keiner geringeren als Ruth Fischer (Elfriede Eisler), aufzunehmen.

Schönwalds Biografie gewährt tiefe Einblicke, wie eng Kunst und Politik in den 1950er Jahren verflochten waren, als es darum ging, im kapitalistischen

Westen die kulturelle Hegemonie über die sozialistische Kunstauffassung mit ihrem Anspruch auf Gegenständlichkeit zu erringen. Dabei kam der abstrakten Kunst seiner Einschätzung nach eine zentrale Funktion für das Einschwören auf eine antikommunistische Gesellschaftssicht zu. Seine Kunst brachte ihm zunächst wenig ein, und so war er in den 1950er Jahren als Bühnendekorateur und als technischer Leiter des kurzlebigen Theaters am Fleischmarkt in Wien beschäftigt. Dort arbeitete er mit dem menschlich anstrengenden Klaus Kinski zusammen und traf den verschlossen und düster wirkenden Jean Genet.

Viele Jahre kam ihm bei der Boulevardzeitung *Wiener Wochenblatt* die delicate Aufgabe zu, Karikaturen mit eindeutig zweideutigem Inhalt zeichnerisch so zu verändern, dass kein Einspruch prüder Sittenwächter zu befürchten war. Mit der Repolitisierung von links in den 1960er Jahren stieg die Nachfrage nach politischer Druckgrafik. Von 1968 bis 1974 zeichnete er für die Zeitschrift *Neues Forum* einen Comic-Strip, in dessen Mittelpunkt ein Wiener Vorstadtmonster namens „Goks“ stand und der die Tücken des Alltags karikierte.

Von 1976 bis 1993 war Rudolf Schönwald als Professor für bildnerische Gestaltung an der Technischen Hochschule in Aachen tätig. Erst zu diesem Zeitpunkt, also mit knapp 50 Jahren, verfügte er über ein gesichertes Einkommen. Von Aachen aus entdeckte er das belgische Ruhrgebiet, die wallonische Region von Lüttich bis Charleroi, die sich durch die Krise des Kohlebergbaus und der Stahlkrise ähnlich wie andere Montanregionen Europas im wirtschaftlichen Niedergang befand. Er begann, die stillgelegten Kolosse des Industriealters zu zeichnen und schuf damit auch einen Beitrag, um an die Lebenswelten der Arbeiterbewegung zu erinnern. Am Ende des Buches fragt sich Schönwald selbstkritisch, ob er genug dafür geleistet habe, in eine ungerechte Welt mehr Gerechtigkeit zu bringen. Die Antwort liefert Schönwalds Lebensbericht, der eben auch ein Seismograph für das Auf und Ab von fast hundert Jahren linker Politik ist. So wird das Buch auch zu einem wichtigen Dokument, um das Jahrhundert der Extreme aus linker Sicht transparenter zu machen. Und Dank der Talente eines Erich Hackls ist ein Text entstanden, der der Wahrheit das Dichterische mitgibt, um etwas Bleibendes zu schaffen.

STEFAN KRAUS

Linda Erker: Die Universität Wien im Austrofaschismus. Österreichische Hochschulpolitik 1933 bis 1938, ihre Vorbedingungen und langfristigen Nachwirkungen. Göttingen: V&R unipress 2021 (Schriften des Archivs der Universität Wien, Bd. 29), 326 S., 50 Euro

Mit ihrer Gesamtschau auf die Universität Wien im Austrofaschismus betritt die Wiener Zeithistorikerin Linda Erker wissenschaftliches Neuland. Während die Zeit des Nationalsozialismus im Kontext der österreichischen Universitäts- und Hochschullandschaft nach einer langen Phase des Schweigens in den letzten drei Jahrzehnten intensiv beforscht wurde, ist die Auseinandersetzung mit dem Austrofaschismus nach wie vor nur teilweise erfolgt, wenngleich auch hier in den vergangenen Jahren ein zunehmendes Forschungsinteresse feststellbar ist. Umso erfreulicher, dass sich mit Erker eine profunde Kennerin der Materie in ihrer nun veröffentlichten Dissertationsschrift eingehend mit dem Thema auseinandersetzt, denn auch die austrofaschistischen Führungseliten erhoben den Anspruch, die österreichischen Universitäten in ihrem Sinne umzuformen.

In einer weitgehend chronologischen Herangehensweise widmet sich die Autorin zunächst der Vorgeschichte der Jahre zwischen 1933 und 1938 und zeichnet jahrzehntelange antisemitische und deutschnationale Entwicklungen nach, die den Boden für die 1930er Jahre bereiteten. So wichtig die Grundzüge dieser Entwicklungen für das Verständnis der Universitätsgeschichte im Austrofaschismus und auch Nationalsozialismus sind, hätten die Ausführungen hier teilweise auch kürzer gehalten werden können, da zu vielen der hier abgehandelten Themen bereits umfangreiche Publikationen vorliegen. Gerade mit Blick auf die vermeintliche Zäsuren überschreitenden engen Bande zwischen katholisch-konservativen und deutschnationalen bzw. nationalsozialistischen Intellektuellen ist dieser Einblick aber dennoch durchaus lesenswert.

In den sechs Hauptkapiteln ihres Buchs setzt sich Erker – gestützt auf eine umfangreiche Quellenbasis und umfassende Kenntnis der Forschungsliteratur – im Detail mit der Universität Wien während der austrofaschistischen Herrschaft auseinander, wobei sie ihren Blick immer wieder auf andere Wiener Hochschulstandorte und die allgemeine österreichische Hochschulpolitik weitet. Analog zur allgemein etablierten Periodisie-

rung des Austrofaschismus macht Erker drei Phasen der Transformation der Universitäten aus: eine erste Phase im Zuge der Regime-Konstituierung ab März 1933, gefolgt von einer „austrofaschistischen Blütezeit“ vom Frühjahr 1934 bis zum Juliabkommen 1936 und schließlich die daran anschließende letzte Phase, die bereits den Niedergang des Regimes einläutete. Anhand zahlreicher teils minutös nachgezeichneter Einzelbeispiele, aber auch der umfassend analysierten allgemeinen Entwicklungen wird das Verhältnis zwischen austrofaschistischem „Ständestaat“ und der Wiener Universität greifbar; ein Verhältnis, das sich vor allem auch durch deutschnationale und nationalsozialistische Einstellungen unter der Studierendenschaft und dem Lehrkörper (und zu einem deutlich geringeren Teil linken Überzeugungen) als ein mitunter konfliktreiches offenbart.

Die Ausführungen Erkers machen deutlich, wie das Regime versuchte, die Universität und ihre Angehörigen auf Linie zu bringen. Sei es durch den Abbau politisch unerwünschten Lehrpersonals unter dem Deckmantel angeblicher Einsparungsnöte, die Verkündung neuer die Universitäten betreffende Verordnungen und Gesetze oder auch die Einsetzung Otto Skrbenskys als Regierungskommissär für die „Aufrechterhaltung der Disziplin unter den Studierenden an den Hochschulen“, einer mit ausufernden Kompetenzen ausgestatteten Zentralstelle – die Regierung unternahm zahlreiche Anstrengungen, die „Konflikt- und Kampfzone Universität“ zu bändigen. Im Lichte der detailreichen Analyse Erkers wird auch deutlich, wie sich allgemeine politische Entwicklungen und Ereignisse wie der Juliputschversuch 1934 oder das Juliabkommen 1936 auf die Hochschulpolitik auswirkten.

Der Austrofaschismus steht nicht nur in der öffentlichen Wahrnehmung, sondern auch in der historischen Forschung im Schatten des Nationalsozialismus, wie auch am Prozess der „Säuberungen“ der Universitäten und Hochschulen beispielhaft zu beobachten ist. Auch wenn die diesbezüglichen Eingriffe und Maßnahmen ab März 1938 tatsächlich gerade an der Universität Wien in ihrem Ausmaß präzedenzlos sind, wird an der akribisch recherchierten Arbeit Erkers deutlich, dass im Austrofaschismus ebenfalls ein gravierender – teils ideologisch motivierter – Personalabbau bzw. -tausch an der Universität Wien stattfand. Antifeminismus, Antisemitismus und Antimarxismus/-sozialismus prägten die Universität

Wien schon in den Jahren der austrofaschistischen Herrschaft und führten dazu, dass die Institution im März 1938 in dieser Hinsicht bereits „vorgesäubert“ war.

Wie in so vielen anderen Bereichen entsprach der totalitäre Herrschaftsanspruch des austrofaschistischen Regimes allerdings auch in der Hochschulpolitik letztendlich nicht den tatsächlichen Gegebenheiten – das Regime wurde durch ein anderes abgelöst, ehe viele seiner hochschulpolitischen Maßnahmen nachhaltig Wirkung zeigen konnten. Dennoch sind die Kontinuitäten und Folgewirkungen – auch in personeller Hinsicht – die sich sowohl in die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich aber auch vor allem bis in die Zweite Republik nachverfolgen lassen, nicht zu unterschätzen, wie das letzte Kapitel deutlich macht. Auch dieser abschließende Teil überzeugt in seiner Argumentation, eine stärkere Fokussierung einiger Abschnitte auf die austrofaschistische Nachgeschichte als auf (bereits bekannte) nationalsozialistische Folgewirkungen in die Zweite Republik hätte hier allerdings noch durchaus spannendes Potenzial geboten, gerade auch was die Ausführungen zum nachträglichen Umgang mit akademischen Ehrungen betrifft.

Die inhaltlichen Ausführungen werden durch passende Bilder, gut ausgewählte Illustrationen und Karikaturen und informative Tabellen abgerundet. Positiv hervorzuheben ist auch, dass sich Erker nicht scheut, Dinge beim Namen zu nennen und beispielsweise die „katholisch-reaktionäre Misere“ der Universitäten in der Nachkriegszeit klar anspricht und mit ihrer Studie auch deutlich macht, dass die Universitätsgeschichte mit Blick auf die Debatten um die Einordnung und des Charakters des Regimes der Jahre 1933 bis 1938 auch einen Beitrag zur Faschismusforschung leisten kann. Insgesamt ein rundum lesenswertes Buch, das hoffentlich Impulse für weitere ähnlichen gelagerte Forschungsprojekte gibt.

ROBERT OBERMAIR

Peter Autengruber: Das Lexikon der Wiener Straßennamen. Bedeutung. Herkunft. Frühere Bezeichnungen. Wien: Wundergarten Verlag 2022, 352 S., 24,20 Euro

Straßennamen sind in erster Linie seine Orientierungshilfe in der Großstadt, sie vermitteln aber auch Geschichte und sind Teil der öffentlichen Erinnerung. Ihr Symbolgehalt offenbart sich insbesondere in der Debatte um umstrit-

tene Straßennamen. Das eben in zwölfter (aktualisierter) Auflage erschienene Standardwerk „Lexikon der Wiener Straßennamen“ von Peter Autengruber trägt beiden Aspekten Rechnung. Kern des Buches ist eine Auflistung aller Straßennamen in Wien und eine Erklärung, seit wann und warum eine Verkehrsfläche so heißt und wie diese allfällig früher einmal geheißen hat. Darüber hinaus findet sich im Vorspann des Buches ein ausführliches Kapitel über die Benennungskriterien, die Umbenennungen von Verkehrsflächen und über die umstrittenen Straßennamen der Bundeshauptstadt.

Als umstritten wird etwa der Leopold-Kunschak-Platz in Hernals angeführt. Der Mitinitiator der christlichsozialen Arbeiterbewegung und Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945 behielt seine antisemitische Grundhaltung zeit seines Lebens bei. Ebenfalls kein Ruhmesblatt war die Rolle des Sozialdemokraten Karl Renner (Dr.-Karl-Renner-Ring) nach dem „Anschluss“ im März 1938. Als fragwürdig schätzt Autengruber ein, dass Johann Koplenig, dem langjährigen KPÖ-Vorsitzenden und Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, bis heute der für ihn vorgesehene Platz in der Brigittenau verwehrt wird, obwohl der Bezirksrat bereits im November 2018 einen dahingehenden Beschluss gefasst hat.

Eine ausführliche Statistik führt die Anzahl der Opfer des Nationalsozialismus an, nach denen in Wien eine Verkehrsfläche benannt wurde: Insgesamt erinnern 78 Namen an sie. Seit der letzten Auflage des Buches sind der Geschwister-Spitzer-Weg in Meidling, der Bildungscampus Aron Menczer und die Ilse-Pisk-Stiege (beide Floridsdorf) hinzugekommen. Adelina Spitzer (1868–1942), Ida Hager (1875–1942) und Franziska Spitzer (1878–1942) hatten gemeinsam mit ihrem Bruder David Spitzer die Margaretener Lichtspiele (vormals Hundstürmer Kino) betrieben. Die Geschwister wurden am 6. Juni 1942 von der Gestapo verschleppt und ermordet, nur David überlebte. Der Erzieher Aron Menczer (1917–1943) war Leiter der Jugend-Alijah-Schule, die tausende jüdische Kinder in Sicherheit brachte. Er wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und 1943 in Auschwitz ermordet. Die Fotografin Ilse Pisk (1892–1942) wurde im Mai 1942 nach Izbica deportiert und dort ermordet.

In Summe dokumentiert Autengruber knapp 7.000 Wiener Verkehrsflächen

(Straßen, Gassen, Wege, Alleen, Plätze und Promenaden) in alphabetischer Reihenfolge. Ein unentbehrliches Nachschlagewerk.

MANFRED MUGRAUER

Christine Riccabona: Erika Danneberg. Schriftstellerin. Psychoanalytikerin. Friedensaktivistin. Innsbruck: innsbruck university press 2022, 222 S., 23,90 Euro
Erika Wimmer Mazohl: Wolfs Tochter. Roman. Innsbruck: edition laurin 2022, 200 S., 22 Euro

Es gibt verschiedene Arten und Anlässe, sich dem Wirken von Frauen zu nähern. Christine Riccabona wählte eine wissenschaftliche Arbeit und Erika Wimmer Mazohl einen Roman, um die Biographie von Erika Danneberg sichtbar zu machen. Beide Formen ergänzen einander wie aus einem Guss.

Sowohl das Geburtsjahr als auch das Todesjahr von Erika Danneberg sind Anlass, sich mit einer Monografie und einem Roman ihrem Leben und Werk zu widmen. Danneberg wäre heuer am 9. Jänner 100 Jahre alt geworden, und am 29. Juni jährt sich ihr 25. Todestag. Zwischen diesen beiden Daten erstreckt sich das Leben einer Frau, die den Mut zu immer neuen Anfängen hatte und vor abenteuerlichen Abzweigungen nicht zurückschreckte. In diesem Sinn war sie auf ihren Stationen Antifaschistin, Hausfrau, Liebende, Schriftstellerin, Psychoanalytikerin, Kommunistin, Reisende zwischen den Kulturen Europas und Lateinamerikas, Friedensaktivistin, Lyrikerin – vor allem war sie eine Frau, die sich zeitlebens für Gerechtigkeit und politische Solidarität mit den Benachteiligten der Gesellschaft eingesetzt hat. In der letzten Dekade ihres Lebens setzte sie ihr Wissen zusammen mit der vor den Nazis geflohenen österreichischen Psychoanalytikerin Marie Langer in dem Gesundheitsprojekt „Salud mental“ in Nicaragua ein.

Die Archivarin Christine Riccabona hat im Rahmen einer Gruppe von Wissenschaftlerinnen im Forschungsinstitut Brenner-Archiv 2019 an einem Studientag zum Thema „Widerstand“ teilgenommen. Erika Dannebergs Nachlass wird im Brenner-Archiv aufgehoben. Ihr Buch „Wie leistet man Widerstand“ gab den Anstoß, im Anschluss an diesen Studientag zum 100. Geburtstag an das reichhaltige Leben dieser Frau zu erinnern und ihr Lebenswerk einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Mit der Mitarbeiterin des Brenner-Instituts und Autorin Erika Wimmer Mazohl formte



sich ein Konzept einer zweistimmigen, biografischen Annäherung, „die aus zwei unterschiedlichen Perspektiven – einer literarischen und einer historischen – Zugänge eröffnet“ hat. Gestützt auf Quellen wie Notizen, Tagebücher, Texte oder Zeitungsartikel und durch Interviews mit Menschen, die Erika Danneberg gekannt haben, ist Christine Riccabona eine wissenschaftliche Studie gelungen, die verbunden mit Faksimiles, Fotos und Textabdrucken ein spannend zu lesendes Zeitdokument ist.

Vieles, das Riccabona in ihrer Arbeit wiedergibt, war auch mir, die ich Erika Danneberg lange Jahre gekannt habe, nicht geläufig. Zwar thematisierte sie des Öfteren im von mir gegründeten „Arbeitskreis schreibender Frauen“ die Schwierigkeit, sich neben einem Schriftsteller-Ehemann zu behaupten, weshalb sie das Schreiben über lange Zeit aufgegeben hatte. Aber das Ausmaß der Unterordnung unter ihren narzisstischen Mann Hermann Hakel, dem sie alles an Arbeit abnahm und wegen dem sie sogar den jüdischen Glauben annahm, hat mich doch erstaunt. „In meiner Welt ist jedes Ich auf ein Du bezogen“, schreibt sie 1948 in ihr Tagebuch. Dieser Unterordnung opferte sie auch ihre Freundschaft zu ihrem literarischen Förderer der Nachkriegszeit, Hans Weigel. Hakel und Weigel standen in einem literarischen und politischen Konkurrenzverhältnis, das sich auch in den Auseinandersetzungen um den österreichischen PEN-Club äußerte, den Weigel für junge LiteratInnen nach dem Krieg öffnete, sowie der von Hakel herausgegebenen Literaturzeitschrift *Lynkeus* (1948–1951), in der sich junge Schreibende versammelten, deren Treffen später als „Hakelkreis“ in die österreichische Literaturgeschichte eingingen.

In ihren Tagebuchaufzeichnungen notiert Erika Danneberg am 5. März 1948 das unverfrorene Vorgehen berühmter männlicher Mentoren und die Vermischung der sachlichen mit der sexuellen Ebene: „Im Übrigen scheint mir, die beiden könnten einander nur deshalb

nicht leiden, weil sie einander so ähnlich seien – [...] auch das liebevolle Entgegenkommen mit ausgesprochen erotischem Unterton bestärkt mich in diesem Urteil – daß man einer Frau, mit der man spricht, unbedingt über die Haare streicheln u. eine zum Abschied gereichte Hand minutenlang festhalten muß.“ Aber Danneberg will in Hakel die Ausnahme sehen. In den kommenden Jahren, während Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer, Christine Busta, Vera Ferra-Mikura, Elfriede Gerstl u.a. sich einen Namen machen und Bücher publizieren, verschwindet Erika Danneberg „mehr und mehr im Schatten Hakels“, schreibt Riccabona und lässt die verhinderte Schriftstellerin in einer Tagebuchaufzeichnung aus 1950 sprechen: „So ist das, was ich tue, notwendig dafür, daß er tun kann, was er tun muß.“

Die Trennung aus dieser zehnjährigen Ehe ist bitter und erniedrigend. „Mit nichts als einer Handtasche und 20 Schilling im Geldbörstel“ verlässt Danneberg 1958 Hakel. In diesem Jahr beginnt Danneberg bei der *Wiener Psychoanalytischen Vereinigung* die Ausbildung als Analytikerin, ist danach als Psychoanalytikerin und ab 1974 als Lehranalytikerin tätig. Ihr politisches Engagement in der KPÖ, deren Mitglied sie 1978 wurde, ihre Solidarität mit der Lateinamerikabewegung, ihre Reisen dorthin und ihr Wirken im nicaraguanischen Gesundheitsprojekt *Salud Mental* wurde begleitet von ihrem Zurückfinden als „schreibendes Subjekt“. Riccabona: „Danneberg wird u.a. sehr viel später, als sie in den 1980er Jahren im ‚Arbeitskreis schreibender Frauen‘ zum literarischen Schreiben zurückfindet, über diese Zeit Erinnerungstexte schreiben.“

Erika Wimmer Mazohl nähert sich in ihrem Roman „Wolfs Tochter“ der Person Erika Danneberg aus fünf verschiedenen Perspektiven. Es sind fiktive Geschichten von hoher literarischer Qualität, in denen die Autorin und Literaturwissenschaftlerin in fünf Episoden in die Haut von Erika Danneberg bzw. der sie begleitenden Personen der Nachkriegszeit schlüpft. „Durchgebrannte Sicherungen“ umschreibt aus der Außensicht einer kranken Freundin den Prozess von Sprache und Textfindungen; in „Wolfs Tochter“ nehmen die Loslösung vom gewaltbereiten Nazi-Vater ihrer Kindheit und die Hinwendung zum nicht minder patriarchalen Hermann Hakel sowie der Übertritt zum jüdischen Glauben Raum; „Viertels Vermächtnis“ legen Erinnerungen als Sekretärin von Bernhart Viertel

Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Bärbel

Danneberg, Sabine Fuchs, Gerlinde Grün,

Alexander Hartl, Michael Hollo-

gswandtnr, Stefan Kraus, Matthias

Louis, Manfred Mugrauer, Rudolf Müller,

Robert Obermair

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43-1) 982 10 86

E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at

www.klahrgesellschaft.at

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

AKG-Spendenkonto

IBAN: AT66 6000 0000 9202 3930

offen sowie die Begegnungen mit Erich Fried und Erikas Verhinderungen, Viertels Nachlass wie versprochen vor seinem Tod zu ordnen; „Die Gepanzerten“ ist ein eindringlicher Text zur Gegenwart von Femiziden, Gewalt, weiblicher Unterordnung, in welchem in Verschränkung zu Erikas Leben ihre Einsamkeit und Unterwerfung in der Ehe mit Hakel nachspürbar wird; in „Widersacher, lachhaft“ tritt Erika als Schatten Hakels auf und endet mit drei Textcollagen aus Dannebergs Tagebüchern für einen Briefentwurf an Hans Weigel.

Ich habe selten ein so fesselndes und sprachlich brillantes Zeitdokument in Romanform, verknüpft mit genauen Quellenangaben und Montagen aus Tagebuchaufzeichnungen gelesen, welches die literarische und politische Nachkriegszeit skizziert und den Bogen persönlicher Betroffenheit aus weiblicher Perspektive zur Gegenwart spannt.

BÄRBEL DANNEBERG